No. 40. Jahrgang IV.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift

Jeschurun.

Berlin, 4. Oktober 1895.

Herausgeber: A. Levin, Berlin.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post, unsere Expeditionen und den Buchhandel

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21.
Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Die drei Moses.

Von Dr. S. Bernfeld.

Mit meinem ersten Artikel habe ich mich bei den geehrten Lesern dieser Zeitschrift eingeführt und ohne Zweifel haben dieselben bereits entdeckt, daß mir neben vielen anderen Fähigkeiten auch die diplomatische abgeht. Von verschiedener Seite wird mir nämlich oft gesagt, ich möge ja mit meiner Beurteilung der heutigen Zustände in der Judenheit ganz Recht haben, aber man dürfe so etwas nicht öffentlich sagen; die nackte Wahrheit sei heutzutage nicht opportun und es gehöre ein allerliebstes Feigenblatt dazu, was wohl heißen will, viel Geschrei, viele Reklame und viel Gethue, und dahinter steckt nichts als ein jämmerlicher Brei, eine „breite Bettelsuppe", die man uns als gesunde, kräftige Nahrung anpreist. Ich gebe ja gut und gerne zu, daß ich zum Diplomaten verdorben bin; ich nenne eine Katze eine Katze und unsere heutigen Zustände — Stagnation und Niedergang. Wenn andere daran ihre Befriedigung finden, so will ich sie keineswegs in ihren Vergnügen stören; ich für meine Person trage ein „weit bessres Verlangen". „Ein Leichnam, meint der so viel zitierte Nietzsche, ist für den Wurm ein schöner Gedanke, und der Wurm ein schrecklicher für jedes Lebendige".

Vor einiger Zeit ist mir ein Rundschreiben, gezeichnet von vielen achtbaren und angesehenen Männern der Berliner jüdischen Gemeinde zu Gesicht gekommen, in dem auf den Fortschritt und die Entwickelungsfähigkeit des Judentums hingewiesen wurde, mit der stolzen Rücksichtsnahme darauf, daß die Berliner jüdische Gemeinde die Stätte sei, an der Männer wie Mendelssohn, Zunz und Geiger zum Ruhme des Judentums gewirkt. Ich will nur vorausschicken, daß ich zu der Tendenz jenes Rundschreibens, das wesentlich den lokalen Kämpfen innerhalb der Berliner jüdischen Gemeinde gewidmet ist, mit keinem Worte Stellung zu nehmen gedenke — ich müßte mich dazu mit einem größeren Grad von Unwissenheit auf diesem Gebiete legitimieren können, als es leider durch eine verfehlte Erziehung bei mir der Fall ist. Die Männer Mendelssohn, Zunz und Geiger sind aber auch mir einigermaßen bekannt und würde ich mich sehr freuen, könnte ich dazu beitragen, daß bei ihnen die Geschichte zu ihrem Recht käme.

Die Lehrbücher der jüdische Geschichte, die, insofern sie in einem korrekten Deutsch geschrieben sind — was man freilich nicht von allen sagen kann —, für die Kinderstube sehr geeignet und empfehlenswert sind, enthalten alle eine seitdem stereotyp gewordene Phrase, daß mit Moses Mendelssohn eine neue Kulturepoche für die Judenheit begonnen habe, eine Kulturepoche, die an Reichhaltigkeit und Lebensfülle alle ihr vorangegangenen übertreffe. Der Treppenwitz der Geschichte hat dabei eine prächtige Zusammenstellung. Da ist vor allem der große Moses, „Moscheh Rabbenu", der Bildner des jüdischen Volkes, dann Moses Ibn-Maimon und zuguterletzt Moses Mendelssohn. Bei der Bescheidenheit, welche die jüdische Geschichte von Epoche zu Epoche gezeigt hat, wird es mich nicht im mindesten wundern, wenn demnächst als die vierte Größe der Rabbi von Schilda erklärt wird, vorausgesetzt, daß er Moses und nicht Moritz heißt.

Was Moses — „Moscheh Rabbenu" den Juden und der menschlichen Kultur gewesen ist, das begreife ich wohl nicht ganz, aber ich gebe mir wenigstens Mühe ihn zu begreifen. Es war dies ein Heros, dem man gleichen müßte, um ihn ganz zu begreifen, wie sich Jehudah ha-Levi in anderer Beziehung ausdrückt. Mit Moses Ibn-Maimon haben die Historiker schon weniger Glück, weil das goldene Zeitalter der jüdischen Kultur größere und ausgezeichnetere Männer aufzuweisen hat. Zweifellos waren Salomo Ibn-Gabirol, Jehudah ha-Levi und Abraham Ibn-Esra tiefere Denker als Maimonides; als Philosph steht sogar Gersonides höher, während die ganze Persönlichkeit Jehudah ha-Levi's, sowohl als Dichter wie als Religionsphilosoph, eher geeignet wäre, dem Zeitalter seine Signatur aufzudrücken. Indes muß in Betracht gezogen werden, daß Moses Ibn-Maimon das unbestreitbare Verdienst gebührt, die ganze wissenschaftliche Errungenschaft des Judentums unter Dach gebracht zu haben. Er, der so wenig Sinn für das Historische im Judentum besaß, war so systematisch angelegt, daß man S. D. Luzzatto Recht geben muß, wenn dieser sagt, das Systematische in Maimonides sei unjüdisch gewesen; das Judentum lege nicht so viel Gewicht auf die Form wie auf die Gediegenheit des Inhalts. Moses Maimonides hat somit dem Judentum Logik und Methode zugeführt und wenn auch nicht die Wissenschaft, doch wenigstens die Wissenschaftlichkeit des Judentums gefördert. — — —

Hiergegen glaube ich, daß man dem Judentume einen unermeßlichen Dienst leisten würde, wenn man endlich die *Legende Mendelssohn* gründlich und für immer zerstören könnte. Ich will die Person des sympathischen Schriftstellers ganz aus dem Spiele lassen; ich kann aber nicht verschweigen, daß mit ihm die verhängnisvolle Epoche im Judentum beginnt, *die ganze glorreiche und ruhmvolle Vergangenheit als einen Ballast zu empfinden, den man nicht schnell und gründlich genug von sich abwälzen kann.* Noch nie hat das Judentum eine solche Zeit der Selbstverkennung und der Selbstverachtung gehabt, wie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, die man als die Glanzpoche der Judenheit darstellt. Daß es nicht so geblieben ist, daß in der Judenheit noch immer einige Selbstachtung, wenn auch nur spärlich vertreten, vorhanden ist, verdanken wir nicht dem philosophischen Schriftsteller Mendelssohn — auch als Denker waren Herz und Bendavid bedeutender —, sondern dem großen *Zunz*, ferner einem Juden aus Italien, dem hochgestimmten, vielseitigen und leider noch immer zu wenig gekannten *Samuel David Luzzatto*, und — ich bitte, nicht zu erschrecken! — zwei jüdischen Gelehrten aus *Polen*: dem bedeutenden Philosophen und historischen Erforscher des Judentums *Nachman Krochmal* und dem Kritiker *Samuel Jehudah Rapaport*. Auch *Geiger*, *Michael Sachs* und viele andere Jünger jener Heroen waren Zierden des modernen Judentums. Aber Mendelssohn, Zunz und Geiger zusammenstellen — das können nur die, welche jede landläufige Phrase ohne Prüfung hinnehmen, was freilich bequem ist und keine Mühe verursacht.

Mögen doch alle, welche mit Moses Mendelssohn eine neue Kulturepoche des Judentums beginnen, mögen sie nur Zunzens Schriften lesen, oder sollte dies sich nicht mit der Würde eines „gebildeten" Juden vereinbaren lassen, mögen sie wenigstens die Biographie Heine's von Adolf Strodtmann lesen, wo sie all die schmerzvollen Aeußerungen Zunzens über das Judentum finden können. Man denke, daß dies vor mehr als sechzig Jahren geschrieben ward, zu einer Zeit, in der das Judentum noch nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet war, wie heutzutage in Deutschland. Damals gab es noch in jeder größeren jüdischen Gemeinde Männer — nicht gerade Rabbiner — welche, sich mit der jüdischen Wissenschaft beschäftigtend, das Judentum doch wenigstens kannten. Selbst *Moses Moser*, der Freund Heine's, hat einst das tiefschmerzliche Wort ausgesprochen, in einem ausgestopften alten Rabbi sei noch mehr Leben und Judentum zu finden, als in dem mordernen, reformierten Judentum. Und mit welchem Hohn Heine über den neuen Gottesdienst im Tempel zu Hamburg mit den „orthographischen Gebeten" gesprochen hat, ist ja bekannt.

Ich will vorläufig in wenigen Sätzen den Grund dieses Uebels kennzeichnen. Das Judentum hat eine ruhmreiche Geschichte, die drei Jahrtausende umfaßt. Das Judentum hat in drei Weltteilen, in Asien, Afrika und Europa die Bekanntschaft aller Kulturvölker gemacht und infolge dessen ein Reichtum an kulturellen Gütern gesammelt, wie kein anderer Stamm in der Geschichte; nun hat es sich darum gehandelt, dem jüdischen Stamm, um mit Heine zu sprechen, das Entreebillet für die moderne Welt zu verschaffen, und um dieses zu erreichen haben unwissende und kleinherzige Männer den ganzen Reichtum Israels, seine ruhmreiche Vergangenheit und seine litterarischen Schätze verworfen, um ja den anderen „*gleich*" zu sein. . . . Um von den anderen verstanden zu werden, wurden die herrlichen hebräischen Gebete durch miserable deutsche ersetzt. Wenn man heutzutage sagt, die hebräischen Gebete werden nicht mehr verstanden, so muß ich dies als durchaus zutreffend erklären; ich selbst höre oft klagen: man habe nichts von dem Gottesdienst, man verstehe ja nichts davon. Aber daß es so weit hat kommen können, ist sehr zu bedauern.

Da mir viel daran liegt, nicht zu den fanatischen Orthodoxen gezählt zu werden, so will ich unzweideutig aussprechen, daß ich sowohl deutsche Gebete wie zeitgemäße Reformen des Gottesdienstes billige; nur möge man mir zuvor die Männer namhaft machen, welche heutzutage *jüdische* Gebete, sei es in welcher Sprache immer, komponieren können. Ich sage *komponieren*, weil in den alten, ehrwürdigen Gebeten Israels die ganze Tonleiter aller menschlich-religiösen Empfindungen enthalten ist, welche der geschichtlichen Entwickelung des Judentums entsprechen*). Seien wir doch aufrichtig: *In einer Zeit, in der die ganze jüdische Intelligenz in der Hauptstadt des deutschen Reiches kaum einen lesenswerten Leitartikel über die geringfügigste Tagesfrage — das Judentum betreffend — zustande bringen kann* — und wir Juden sind doch in dieser Beziehung so wenig anspruchsvoll — *werden keine „orthographischen" Gebete entstehen, die einem zivilisierten Menschen munden.* Nach dieser Richtung hin dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben. Ich für meine Person habe an eueren Zeitungen genug und kann ich es schon jetzt sagen: Sollte ich für mein ganzes Leben aus dem „Hause des Herrn" verbannt bleiben — die „orthographischen Gebete" von Berlin werde ich nie und nimmer beten. Und schließlich bin ich auch ein Teil von Israel, obwohl ich nicht im Tiergarten wohne.

Die Größe X.

Von Rabb. Dr. Singer, Coblenz**)

Vor einigen Tagen erhielt ich die Zuschrift eines Freundes, welche die Mitteilung enthielt, daß ich einer Sendung von ihm gewärtig sein möge, und er schloß mit der Mahnung: Aber Vorsicht beim Oeffnen! Meine Aufregung gönne ich nicht dem Edlen von Hammerstein; ich dachte an alle möglichen Sprengstoffe, und als die harmlos aussehende Sendung ankam, zog ich Handschuhe an, verurteilte Umschlag und Inhalt zu einem Wasserbade, öffnete . . . . . G. s. D. es war nur Schmutz, der gar nicht zu entfernen war, der auf dem Papierblatt so innig klebte, wie nur Dummheit und Gemeinheit zusammenhängen können. Die Handschuhe waren unrettbar verloren, verdorben durch die Berührung mit dem aus dem Kanalisations-Hohlraume der jüdischen Journalistik stammenden Blatte, demselben Blatte, welches, wie ich höre, in einer früheren No. selbst über eine in Oberschlesien begangene Ungezogenheit berichtet hatte, die allgemeine Em-

*) Ein schönes Wort von Rapaport lautet: „Die (hebräischen) Gebete in dem *sephardischen* Ritus verklären das Verhältnis des Menschen zu seinem Schöpfer; die in dem *aschkenasischen* Ritus das Verhältnis Israels zu seinem Gott." Ein schönes Wort, das sich indes, wie ich anderweitig nachweisen will, nicht in so strenger Einteilung der verschiedenen Riten, sondern auf die ganze hebr. Liturgie anwenden läßt.

**) Mit dieser Erwiderung und der folgenden Satire ist die leidige Angelegenheit für uns erledigt.

Red.

pörung hervorrief und mir zu einer energischen Abfuhr die Feder in die Hand drückte. Nichtsdestoweniger öffnete es seine Spalten einem Herrn X zu einer neuen Ungezogenheit; dieser hat es für gut befunden — jedenfalls im mutigen Vertrauen darauf, daß ich mich wie bisher, bei Anrempelungen von dieser Seite damit begnügen würde, nur die Nase fest zuzudrücken — Jagd auf mich zu machen, und dabei *alles zuzugestehen*, was ich in meinem Artikel in Nr. 37 des „Jeschurun" zum Gegenstand einer Anklage gemacht habe.

Meine diesmalige Erwiderung hat auch nur den pädagogischen Zweck, einen Menschen, der die liebliche Manier kultiviert, anstatt eine Anschuldigung zu widerlegen, mangels Befähigung dazu, dem ehrlichen Mahner die Zunge entgegenzustrecken, mit einer Rute zu züchtigen, und wenn dabei für das jüdische Ahlwardt-Organ etwas mitabfällt, so schadet es auch nichts.

An den Uebersender des Blattes, welches seit 36 Jahren von Ehrabschneiderei lebt und das man seit ebenso langer Zeit in anständiger Gesellschaft nicht nennen darf, richte ich die ergebene Bitte, in Zukunft mein Bedürfnis nach Reinhaltung meiner Wohnung zu respektieren; für dieses Mal aber sage ich ihm für die Zusendung herzlichen Dank, denn mir ist beim Lesen der mehr behaglichen als witzigen Epistel des Herrn X — nennen wir ihn Tartarin aus Tarascon — ein Mühlstein vom Herzen gefallen. Mir war nämlich, da ich nicht wußte und noch jetzt nicht weiß, wer die sechs ehrwürdigen Herren waren, welche am 27. August in Oppeln eine Trappisten-Gastrolle gegeben haben, zu Mute, wie einem Menschen, der während einer stockfinstern Nacht eine unbeleuchtete Straße passieren muß. Aus Furcht gegen irgend einen Klotz zu rennen, schlägt er mit dem Stock tastend um sich und schließlich trifft er einen — guten Freund. Auch ich fürchtete dieses Mißgeschick, was ich aufrichtig bedauert hätte, Herr X belehrt aber, daß ich *keinen* guten Freund getroffen habe, sondern einen andern. —

Wer ist Herr X? Er ist einer der Sechs, die es wegen ihres Zartgefühls zu einer traurigen Berühmtheit gebracht haben, und da ihm ein anständiges orthodoxes Blatt seine Spalten verweigert hätte, da führte ihn der Instinkt (הזרזיר אצל העורב) zu einem Blatte, welches der perfiden Absicht des Herrn X gern entgegenkam, der leidigen Angelegenheit eine Färbung zu geben, als hätte ich vom *Partei*standpunkte aus einige *orthodoxe* Gegner provociert, was natürlich nicht der Fall war, denn es waren ja, wie Herr X zugesteht, auch zwei „Orgelrabbiner" — geschmackvoller Ausdruck — dabei. Ich greife überhaupt niemand um seiner Gesinnung willen an, ich achte und ehre eine Ueberzeugung in *jedem* Gewande; aber taktlos zu sein, hat niemand ein Recht, und man darf dieses Recht nicht mit dem jedem Staatsbürger zustehenden Recht, sich nach Kräften zu blamieren, verwechseln. Nebenbei bemerkt, giebt es heutzutage auch orthodox-schillernde „Orgelrabbiner" mit und ohne Aversion gegen „interkonfessionellen Chor", welche auch von demselben Blatte von Zeit zu Zeit chaperomiert werden.

Warum antwortet X nicht in demselben Blatte und demselben Leserkreis, in und vor dem er sich angegriffen fühlte? Der Redakteur hätte ihm sicherlich die Spalten seines Blattes nicht verschlossen, wenn er in anständiger Form mit einer *sachlichen* Widerlegung gekommen wäre, anstatt — in richtiger Erkenntnis vom Werte seines Machwerkes — auf mehr als **zwei Spalten** mit **wortloser** Verachtung für die Aufdeckung der nicht aus der Welt zu schaffenden begangenen Feigheit — die in Oppeln begonnene „Wortlosigkeit" fortzusetzen. Doch richtig, der „ehrwürdige" Herr konnte sich nicht herablassen, in dem Blatte eines „ehemaligen Kantors", zu schreiben. Das ist für mehrere hochangesehene Rabbiner verschiedener Richtung mit besserem Geschmack kein Hindernis; ich befinde mich also, ohne daß ich mit allem einverstanden zu sein brauche, was andere schreiben et vice versa, in sehr guter Gesellschaft. Deshalb sah ich *dieses Verbrechen* unter mildernden Umständen an, und kam der aus ehrlicher Entrüstung hervorgangenen Bitte des gesch. Herrn Redakteurs sehr gern nach, das unnachahmenswerte Gebahren der lieben 6 Herren zu geißeln. Ich that dies umso lieber, als ich, wie der Redakteur wußte, mit dem gottseligen Wiener sehr befreundet war und von diesem mein Charakter besonders geschätzt wurde.

Was hätte Herr X. angefangen, wenn ich nicht die bei ihm und seinesgleichen so übel angebrachte Noblesse besessen hätte, meine Schilderung der begangenen Ungehörigkeit mit Namen zu zeichnen und mich seinen persönlichen Invektiven, die an mich nicht hinanreichen, zur Zielscheibe zu bieten? Ich hätte thatsächlich besser gethan, dies zu unterlassen, denn diese Herren haben bei der Bilanz für ihre Passiva kein Auge und verlieren bei jeder ehrlichen Kritik die Fähigkeit, unbefangen zu urteilen, deshalb werden sie in der Regel massiv grob und unverschämt.

Was erwidert denn Herr X? Sind die Herren dadurch gerechtfertigt, daß der Vorsitzende des Oppelner Synagogenvorstandes es mit feinem Takt verstanden hat, dem Stachel die giftige Spitze zu nehmen? Ist es nicht wahr, daß die Herren dasaßen „wie Stumme, die nicht den Mund öffnen können"? Ist es nicht wahr, daß sie angesichts der Majestät des Todes diese verhängnisvolle Taktik beraten und beschlossen haben? Rede stehen, meine Herren, und sich nicht hinter dem Schürzenbande des oberschlesischen Rabbinerverbandes mit seinen hochtönenden und nichtssagenden Tiraden verkriechen! Ist es nicht wahr, daß die Herren sich gewaltige Blößen gegeben haben, die ich nur in die rechte Beleuchtung gerückt habe?

Warum haben sie nicht vorgezogen, zu Hause zu bleiben, da doch die in Oppeln bestehenden religiösen Reformen weltbekannt sind? Was hat auch der „interkonfessionelle Chor" in diesem Falle zu sagen? Fand in der Synagoge ein *Gottesdienst* statt, dann durften sie ihm bei solchem Chor von ihrem Standpunkte aus überhaupt nicht beiwohnen — selbst in der ersten Reihe nicht. War's *kein* Gottesdienst, was hinderte sie am Reden? Denn daß der gegensätzliche religiöse Standpunkt des Verklärten ein Hindernis gewesen wäre, ist den Herren wohl nicht Ernst. Hätten sie den Chatham Sofer zu dieser Frage gründlich studiert, sie würden herausgefunden haben, daß sie bei einem derartigen Gottesdienst nicht zugegen sein, wohl aber zur Zeit hereinkommen und eine Leichenrede halten durften. Womit haben sie dem Verstorbenen ihre „Verehrung" erwiesen? Daß sie „im Talar" anwesend waren?! Wirklich eine überwältigende Ehre! Hätte der sel. Wiener es vermocht, er würde gewiß über diese Ehrwürdigkeit von Schneiders Gnaden gelächelt, oder ihre Repräsentanten aus dem Tempel gejagt haben.

Herr X. erklärt — jedenfalls zur Entschuldigung für sein tapferes Benehmen —, daß ihm mein Deutsch nicht gefalle! Wahr, sehr wahr, wackerer Schwede; unter uns gesagt: mir

gefällt es auch nicht, deshalb übe ich mich auch seit Jahren, um es zu verbessern. Da mir dies, wie Ew. Ehrwürden behaupten, bis heute noch nicht gelungen ist, so werde ich meine Uebungen fortsetzen, und auch weiter schriftlich und deutsch-offen kämpfen gegen alle diejenigen, welche gleich Simri handeln und den Lohn des Pinehas heischen — werde ich so lange schreiben, bis ich eine bessere Zensur, wenn auch nicht von Herrn X., erhalte.

Was die Verwechselung von Hannibal und Catilina betrifft, die Sie mir vorwerfen, darüber hat Sie der „ehemalige Kantor" bereits gründlich belehrt, und ich will seiner Erklärung noch hinzufügen, daß Sie den Satz, genau so wie von mir angeführt in Thiers: Geschichte der französischen Revolution Teil I. am Ende des dritten Kapitels finden. Wäre ich rachsüchtig oder auch nur schadenfroh, ich könnte Ihnen sagen, daß Sie von der französischen Litteratur so wenig verstehen, wie ich das Deutsche — aber ich will Ihnen keine Komplimente machen.

Schließlich warum verhüllt Herr X. sein Antlitz? Entweder ist er so eingebildet, sich für so schön zu halten, daß sein Angesicht ebenso strahle, wie das von Mose, oder — — — er muß sehr mieß sein. Nach seinen — pardon — „geistigen" Kindern zu urteilen, nehme ich an, daß er sehr mieß ist, und noch jung, sehr jung, sonst würde er Albernheit nicht für eine Widerlegung halten, sonst würde er nicht nötig haben halbe Artikel abzuschreiben, um einen „wortlosen" zusammenzuleimen. Schämt Euch, Ihr sechs Herren, einen solchen (שליח,) ungeschickten Verteidiger Eurer haltlosen Sache ausgewählt zu haben! Man muß sich ja genieren, mit diesem in einen Streit sich einzulassen. Der bekehrt mich sicherlich nicht, im Gegenteil, so lange es noch Leute in öffentlicher Stellung giebt, welche soviel Spreu producieren, solange muß es auch litterarische „Straßenkehrer" geben. Ich bin auch ein solcher, und da Jom Kippur vorbei ist, so bleibe ich, mangels besserer Entgegnungen, weiter verstockt, und nehme nicht ein Wort von meinem Artikel aus Nr. 37 des „Jeschurun" zurück.

„Hier steh' ich an Deiner Schauerbrücke
Furchtbare Ewigkeit, empfange Deinen
Vollmachtsbrief zum Glücke, ich bring' ihn
Unerbrochen Dir zurücke!" — — — —

* * *

Buß-Brief an Rabbiner Dr. Singer in Coblenz.

Sie haben in einem Artikel: „Gewissenhaft oder taktlos?" sich über die Handlungsweise der sechs schlesischen Rabbiner bei der Beerdigung des sel. Dr. Wiener scharf tadelnd ausgesprochen, und man hat Sie nach Gebühr mit der wortlosen Verachtung eines drittehalb Spalten langen Artikels gestraft. Mögen Sie zunächst über diese contradictio in adjecto sich das — Lachen verbeißen! — Was aber, verehrter Herr Doktor, haben Sie sich um diese schlesischen Gedaulim zu kümmern, die sich, wie der anonyme Wortführer sagt: über ein „heiteres Erlebnis in ernster Zeit" köstlich amüsieren! Ganz recht ist Ihnen geschehen, denn zu einer Entrüstung hatten Sie, hatte kein Mensch Veranlassung.

Giebt es denn etwas Bescheideneres, als diese sechs schlesischen Rabbiner? Nicht einmal unser Lehrer Mose, von dem es doch heißt, er sei sehr bescheiden gewesen, war so bescheiden, denn an unzähligen Stellen heißt es: ויאמר משה, „und Mose sprach"; diese aber bekennen selbst freimütig, „ihre Reden hätten nur die Feier verzögert."

Offenbar konnten sie nicht erwarten, bis die Erde den sel. Wiener bedeckte, denn welche Feier hätten sie sonst gemeint. Das war doch ein schönes, erhabenes Wort, eine der lieblichsten Blumen aus dem Thal der Rednerblüten, das Bekenntnis im Ismaelit: durch die Grabreden wurde die Beerdigung verzögert. Das Wort läßt uns eine Perspektive sehen, die ein ganz neues Bild uns aufrollt. Nach dieser Nutzanwendung werden die schlesischen Rabbiner keine Traurede mehr halten, denn die Feier könnte verzögert werden. Reichstag, verschließe vor dieser Weisheit deine Pforten, schicke nach diesem Rezept deine Boten nach Hause, denn durch die Reden könnte die Gesetzgebung verzögert werden.

Eingeladen mußten die Amtsgenossen zu der Beerdigung eines hervorragenden Rabbiners werden. Welche Angst der Vorstand in Oppeln dabei empfand, können wir erst aus den Worten Ihres Gegners ermessen. Die Möglichkeit lag doch vor, daß von den sechs Rabbinern Einer reden würde. Sie beschlossen zu schweigen und — nun kommt es, passen Sie gut auf: **„hocherfreut** über diese Weigerung sandte der Vorstand gar ein Mitglied zur Begrüßung der Rabbiner"!

Und Sie tadeln diese Herren! Giebt es denn eine rührendere Selbsterkenntnis als dieses Bekenntnis?!

Was haben Sie denn geglaubt und erwartet, daß die Herren reden sollten? Ihr Gegner, der Ihnen und sich den Standpunkt so klar gemacht, giebt es ja selbst zu, daß man den gegensätzlichen religiösen Standpunkt hätte betonen müssen. Sie, Herr Doktor, kennen offenbar die homiletische Litteratur nicht, Sie wissen nicht, daß in keiner Sammlung von Leichenreden, von Hause bis Güdemann eine Rede enthalten ist, die ein junger schlesischer Rabbiner an der Bahre eines Reformrabbiners halten könnte. Woher hätte man also den Stoff nehmen sollen? Und wie nun, wenn wirklich etwas in der einschlägigen Litteratur vorhanden wäre und zwei von ihnen hätten das Gleiche benützt?

Würden Sie Chaldäisch verstehen, Sie könnten sich trösten mit den Worten: Si duo faciunt idem non est idem. Die Herren haben sich überwunden, haben Selbstzucht bewiesen. Was trüben Sie ihnen das erhebende Bewußtsein, daß sie dort hochgeehrt, ehrfurchtsvoll begrüßt wurden, daß man ihnen nicht etwa die Bank der Orchim, sondern Ehrenplätze angewiesen, daß man ihnen erlaubt im Ornat durch die Straßen Oppelns zu ziehen. War das nicht ein schöner, frommer Anblick?

Recht ist Ihnen geschehen, wie kommen Sie dazu, Hannibal mit Catilina zu verwechseln und dadurch zu beweisen, daß Sie kein Deutsch verstehen. Würden Sie Lateinisch verstehen, so hätten Sie das Wort Hamlets beachtet:

שפתי חכמים יזרו דעת ולב כסילים לא כן

Sie sprechen schlechtweg von sechs Rabbinern, jetzt wissen Sie, daß auch zwei — Orgel-Rabbiner dabei waren. Orgelrabbiner! hören Sie, bis jetzt hatten Sie wohl von dieser Spezies keine Ahnung. Ob die zwei ihre Orgeln bei sich hatten? Dann waren es sicher transportable Drehorgeln, warum haben sie diese nicht gedreht? Das wissen Sie wieder nicht, — und da wollen Sie etwas wissen?! Hätten Sie diese Orgelrabbiner in Ihrem Artikel betont und das Zähneverbeißen unterdrückt, so brauchten Sie nicht unser schönes Berliner Papier zu Ihrem Artikel, das Mainzer Löschpapier hätte mit Wollust die Orgelrabbiner, die nicht

einmal ein Wort der Anerkennung für den größten Reformrabbiner hatten, heimgeleuchtet.

Wie kommen Sie, ein Rabbiner, dazu Ihre Artikel dem Blatte eines ehemaligen Kantors anzuvertrauen? Ein Kantor gehört vor den Omed; Zeitungsschreiben ziemt nur einem Buchdrucker, damit sich erfülle das Wort: Alles, was nicht singen und nicht (vor-)beten kann, giebt jüdische Zeitungen heraus.

Es hat ein neues Jahr begonnen; gehen Sie in sich (aber nicht von uns); bessern Sie sich und — andere.

Bar Minan.

Letztes pro und contra.

Zur Konzentrierungsfrage.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Die Zuschrift in Ihrer vorletzten Nr. über die Konzentrierung der Wohlthätigkeit soll nach Ihrer Absicht die Diskussion schließen. Das ist zu bedauern, denn meiner Meinung nach sollten die jüdischen Blätter gerade für solche Fragen ihre Spalten zur Verfügung stellen*). Und abgesehen von meinem Standpunkt und dem des Herrn Gegners halte ich es überhaupt für erfreulich, wenn in Rede und Gegenrede für eine solche Frage sich so lebendiges Interesse zeigt.

Sie geben allerdings den Trost, daß die Frage in anderer Form wieder aufgenommen werden kann. An diese Möglichkeit möchte ich anknüpfen. Augenscheinlich müßte die zentralisierte bureaukratische Wohlthätigkeit um so ungünstiger gegen den jetzigen Zustand abstechen, je mehr dieser zu loben ist. Die Frage kann nicht dahin gestellt werden, ob die Konzentrierung der Wohlthätigkeit an sich gut und ideal ist, sondern wie sie sich zu den bisherigen Zuständen verhält. Nun ist es ja nicht leicht, über die zur Zeit geübte Privatwohlthätigkeit ein Bild zu gewinnen, wohl aber gestatten die Berichte der verschiedenen Vereine ein Urteil darüber, ob im allgemeinen mit dem Herzen gegeben wird, oder, was hiermit gleichbedeutend ist, mit dem Verstand. Ist in den Gaben und Beiträgen am Vereine Planmäßigkeit, Verstand und Liebe zur Sache erkennbar, so könnte es zweifelhaft sein, ob man eine so erfreuliche Initiative durch eine bureaukratische Organisation schädigen dürfte. Zeigen diese Beiträge aber häufig gedankenlose Routine, so wäre eine organisierte Routine schließlich noch vorzuziehen.

Ich schlage daher vor, die Diskussion vorerst auf die Frage zuzuspitzen, inwiefern die Beiträge an wohlthätige Vereine auf Verständnis oder Routine hinweisen. Es ist das ein umfassendes Thema, aus dem ich nur eine Frage herausgreife und meinem Herrn Gegner unterbreite:

Ist es richtig, eine wohlthätige Stiftung, wie eine Aktiengesellschaft derart zu verwalten, daß möglichst große eiserne Fonds angesammelt werden? Oder ist nicht vielmehr möglichst viel Geld in der Weise zinsbar anzulegen, daß es für die Bedürftigen verwendet wird?

Die Antwort ist klar, es muß möglichst viel Geld verwendet werden. Was geschieht in Wirklichkeit? Es wird möglichst viel thesauriert. Wenn die Altersversorgung beispielsweise — abgesehen von ihren Gebäuden — zwei Millionen Mark eisernen Fonds besitzt, jährlich etwa hunderttausend Mark für diesen aufkommen, während anderweit Hunderte halb verhungern und Mühe haben, ein Obdach zu finden, so ist das augenscheinlich ein Mißverhältnis. — Und auch das halte ich zum Beispiel für ein Mißverhältnis, daß Vereine, wie die zur Unterstützung und Ausbildung von Handwerkern, dem Pauperismus vorbeugen, vernachlässigt werden und ein kümmerliches Dasein führen. Auch hier bewahrheitet sich der Satz: „Wer hat, dem wird gegeben." Institute die reich sind bekommen viel, solche die wenig haben nur wenig. Da sonach aus der öffentlichen Wohlthätigkeit zu erkennen ist, daß nur in verschwindendem Maße aus einer verständigen Prüfung der vorhandenen Bedürfnisse, großen Teils aber planlos gegeben wird, ist anzunehmen, daß gleiches in der privaten Wohlthätigkeit der Fall ist. — Die Frage der Zentralisierung würde daher schlimmsten Falles nicht lauten: Routine oder Verstand? sondern: Private Routine oder bureaukratische? Ich halte es aber für leichter, die Routine in einem Zentralinstitut zu bekämpfen, als einzeln in einigen tausend Mitgliedern der Gemeinde. Haben wir zu dieser Vorfrage Stellung genommen, so können wir von neuem an die Diskussion der nunmehr enger begrenzten Hauptfrage herangehen.

X.

* * *

Verehrter Herr Redakteur!

Durch die vorstehende Zuschrift ist die Diskussion über das Thema: „Konzentrierung der Wohlthätigkeit in Berlin" wieder eröffnet und ich darf mir daher in der Frage wohl ebenfalls das Wort erlauben.

Aus dem vorstehenden Artikel meines Herrn Gegners, wie er sich zu nennen beliebt, obgleich er es im Grunde genommen gar nicht zu sein scheint, geht hervor, daß auch er merkt, daß „etwas faul im Staate Dänemark" ist, jedoch würde es zu weit von der ursprünglich zur Diskussion stehenden Frage abführen, wollte ich mich auf das meinem Herrn Gegner betretene Gebiet begeben.

Ich kann mich zu der Anschauung, daß mit dem Herzen und mit dem Verstande geben, wie es sich um „jüdische" Armenpflege — und speziell mit dieser haben wir es hier ja zu thun — handelt, nicht bekennen. Durch meinen früheren Artikel wollte ich nichts weiter bezwecken als:

1. gegen die immer mehr um sich greifende nicht jüdische Art des Gebens und
2. gegen die Bloßstellung der „verschämten" Armen, welche, wie ich wohl bewiesen habe, durch die neue Zentralstelle nur gefördert werden, den lebhaftesten Protest zugleich im Namen aller Gleichgesinnten einlegen. Ich bin, gleich meinem Herrn Gegner, dagegen, daß die Wohlthätigkeits-Institute unnötig große Summen ansammeln, anstatt sie ihrem eigentlichen Zwecke — Unterstützung Bedürftiger — nutzbar zu machen.

Der Grund für diesen Uebelstand ist aber an anderer Stelle zu suchen.

Die Geschenkgeber, namentlich diejenigen, die größere Zuwendungen an Wohlthätigkeitsanstalten machen beziehungsweise zu machen die Absicht haben, sollten sich entgegen der gegenwärtigen Praxis vorher darüber vergewissern, in welcher Weise sie durch ihre Schenkung den Bedürftigen am besten dienen können. Sie sollten sich, wenn sie wirklich groß-

*) Sehr gerne, aber jede Zeitungspolemik muß ein Ende haben. Wir haben darum diese Zuschrift gleich mit einer Erwiderung versehen lassen, um den Schluß der Debatte herbeizuführen. Red.

herzig sein wollen, selbst der dankbaren Aufgabe unterziehen und mit offenem Blick Umschau halten, wo es Not thut, und dann nach den gemachten Erfahrungen die Schenkungsbestimmungen und die Bedingungen für die Verteilung der Zinsen präzisieren, denn dann erst haben sie eine wirkliche Wohlthat vollbracht. Daß die Bestimmungen genau erfüllt werden, ist strengstens zu überwachen, besonders aber, daß der Termin und die Bedingungen für die Verteilung der Zinsen rechtzeitig vorher in geeigneter Weise publiziert werde, damit qualifizierte Bewerber sich melden können.

Leider wird nach gedachter Richtung hin viel und schwer gesündigt.

Wie ich schon in meinem vorigen Artikel sagte, befinden sich die Ehrenämter der hiesigen jüdischen Gemeindeverwaltung leider nur in den Händen der Obersten der oberen Zehntausend und noch schlimmer ist, daß ein und dieselbe Person neben großen eigenen Berufsgeschäften oft 4 bis 5 solcher Aemter verwaltet. Dies ist der wunde Punkt und hier muß der Hebel angesetzt werden. Die jüdische Gemeinde von Berlin hat soviel uneigennützige, selbstlose Mitglieder, denen es an der nötigen Einsicht und Zeit nicht mangelt und die sich gern in den Dienst der Allgemeinheit stellen würden, daß man es nicht nötig hat, einer kleinen Schar von Männern die Ehrenämter als Domänen zu überlassen. Leider sind Eitelkeit und Ehrgeiz oft die einzigen Triebfedern für die Uebernahme eines Amtes. Kommt hinzu, wie es der Fall, noch eine unnötige Ueberlastung des Einzelnen, dann kann von einer gedeihlichen Entwicklung speziell der Armenpflege keine Rede sein.

Hier Remedur zu schaffen, ist ein verdienstliches Werk.

So wertvoll auch ein Meinungsaustausch ist, so ist es doch mit einer rein akademischen Behandlung der Frage nicht gut abgethan. Solange der Gemeindevorstand auf diese Anzapfungen nicht reagiert und seine Vogel-Strauß-Politik nicht aufgiebt, wird es nicht anders werden.

Wird aber in der angedeuteten Richtung einmal gründlich Wandel geschaffen, dann wird nicht allein die Zentralstelle, sondern auch noch anderer Ballast überflüssig sein!

Y.

Zu den Gemeinderatswahlen in Wien.

Wien unter der Herrschaft der Antisemiten! Unter dieser Parole haben die jüngsten Gemeinderatswahlen stattgefunden und haben sie ihr Ende erreicht. Lueger — König der österreichischen Hauptstadt! Es ist sehr begreiflich, daß die Juden sich von diesem Resultat wenig Gutes versprechen. Noch bevor diese Wahlen begonnen haben, wurden sie von dem mehr oder weniger ungewaschenen Pöbel auf offener Straße insultiert, beleidigt und angegriffen. Aber trotzdem dürfen wir sagen, daß sie in ihrer Furcht vor den kommenden Zuständen zu weit gehen. Wir sagen dies nicht, indem wir es willkürlich annehmen, sondern stützen diese Ueberzeugung auf ganz bestimmte Thatsachen. Der neue Gemeinderat denkt z. B. nicht daran, von den Juden keine Steuern einzuziehen, weil seine Mitglieder in ihren Reden so oft behauptet haben, das Geld sei von den Juden auf unredliche Weise erworben und dürfe daher nicht in den Stadtsäckel gethan werden. Es ist auch nicht richtig, daß es den Juden untersagt werden soll, sich an den Werken der öffentlichen Wohlthätigkeit zu beteiligen. Im Gegenteil wird es ihnen gestattet sein, jede, auch die größte Summe zu denselben beizusteuern. Finden wohlthätige Veranstaltungen im Theater statt, so soll es sogar keiner Theaterkasse gestattet sein, einem Juden einen teuren Platz, wenn er solchen fordert und bezahlen will, vorzuenthalten. Auch die antisemitischesten Zeitungen werden nach wie vor Inserate von Juden annehmen und sie genau so gern wie die von Andersgläubigen gegen Zahlung des Insertionspreises veröffentlichen. Wir betonen dies ausdrücklich, um auch nach der merkantilen Seite hin die aufgeregten Gemüter beruhigen zu helfen. Hierhin gehört auch die Versicherung, daß die Chefs der Warenmagazine, welche Antisemiten sind, beschlossen haben, an Juden, welche einen Einkauf machen wollen, auch unter dem Scepter Luegers das Gewünschte auszuliefern. Sind die Käufer reich, so wird ihnen auch wie bisher Kredit gewährt. Aus bester Quelle können wir sogar versichern, daß der Jude, welcher sich ein Haus bauen lassen will, zu diesem Zwecke ein Grundstück wird kaufen, einen Baumeister finden und die nötigen Baumaterialien anschaffen können. Die Händler und Meister, welche durch den Bau ihre Geschäfte machen, haben ausdrücklich erklärt, daß sie sich darin nicht stören lassen, sondern nach wie vor Lieferungen und Aufträge aller Art auch für zahlungsfähige Juden ausführen werden. Man ersieht hieraus, daß man doch allzu ängstlich ist. Hoffentlich trägt dieser Brief dazu bei, beruhigend zu wirken, jedenfalls aber die Versicherung zu verbreiten, daß die Antisemiten, wie aus Obigem hervorgeht, durchaus nicht so schwarz sind, wie sie gemalt werden.

Doch im Ernst gesprochen: Die antisemitische Herrschaft in der Wiener Ratsstube ist zur greifbaren Wirklichkeit geworden und binnen wenigen Wochen schon wird Dr. Karl Lueger den Platz des Bürgermeisters der Reichshauptstadt einnehmen. Der Wille der christlichen Bevölkerung hat sich so ausdrücklich manifestiert, daß es der Regierung an Vorwänden nicht fehlt, von ihrer bisherigen Verhaltungslinie nicht abzuweichen. Sie wird den Gemeinderat nicht auflösen, sondern vielmehr regieren lassen. Wir zweifeln nicht daran, daß auch Herr Lueger bestätigt werden wird, und es ist auch herzlich gleichgiltig, ob er selbst auch in aller Form die Würde des Stadtoberhauptes bekleidet oder ob eine Marionette vorangestellt wird, welche ja wieder nur Herr Dr. Lueger dirigieren würde.

Und nun, nachdem an der Sache nichts weiter zu ändern ist, erhebt sich die Frage: „Was geschieht mit uns Juden?“ Während der Wahlkampagne sind gegen uns die fürchterlichsten Drohungen ausgestoßen worden, und das Mindeste, was man uns in Aussicht stellte, war das Lebendiggebratenwerden. Werden die Herren Antisemiten ihre Drohungen nunmehr, da sie die Macht in Händen haben, zur Wahrheit machen? Wird etwa auf dem Platze vor dem Rathause, dicht unter dem Fenster des neuen Bürgermeisters, Tag und Nacht ein Scheiterhaufen lodern mit lebendigen jüdischen Fackeln? — Oder wird Herr Lueger eine neue Stadtguardia organisieren, welcher die Aufgabe zugewiesen wird, Nacht für Nacht ein Paar Judenfamilien auszuheben, ihr Eigentum zu konfiszieren und unter das christliche Volk zu verteilen? Mit einem Worte: Wird es jetzt wirklich den Juden an Leib und Seele, an Hab' und Gut gehen?

Lächerlich! Kein ernster und vernünftiger Mensch zweifelt daran, daß die ehrsamen Wähler der Herren Lueger und

Konsorten in puncto der Juden ebenso eine ungeheure Enttäuschung erleben werden, wie bezüglich aller übrigen glänzenden Versprechungen, mit welchen diese Herren den „dummen Kerl von Wien“ geködert haben. Gewiß, an kleinen Quälereien und Demütigungen wird es nicht fehlen. Aber selbst diese können wesentlich eingeschränkt werden, wenn unsere Glaubensgenossen klug und vorsichtig sind und die Angriffspunkte so viel als möglich vermindern. Bis jetzt schon waren viele der antisemitischen Drohungen leere Spiegelfechterei. Was sollte es zum Beispiel heißen, wenn einer ihrer Führer in einer Wählerversammlung ausrief, man werde vor allem sämtliche jüdische Beamte aus der städtischen Verwaltung hinauswerfen! Seit Jahren wurde kein Jude mehr in städtischen Diensten angestellt und die wenigen jüdischen Konzipisten, die noch von früher her vorhanden waren, wurden von dem liberalen Stadtrat so gründlich präteriert, daß selbst Herr Lueger die Sache nicht besser machen könnte.

Und noch eines und vielleicht das Wichtigste! Die Gutsituierten, die Reichen und Bemittelten werden die Wirkungen des antisemitischen Stadtregiments weniger zu spüren haben, aber der kleine jüdische Geschäftsmann und Gewerbetreibende kann in seiner Existenz durch Steuerplackereien der antisemitischen Bezirksausschüsse, durch Abfall christlicher Kunden 2c. zu leiden haben. Diesen kleinen Leuten Stütze und Hilfe zu bieten, ist die heilige Pflicht unserer wohlhabenden Glaubensgenossen! Alle Mittel der Wohlthätigkeit, über welche wir verfügen, müssen sofort für interne jüdische Zwecke mobil gemacht und konzentriert werden. Unverzüglich muß an die Schaffung eines großen Hilfsfonds zur Unterstützung notleidender jüdischer Geschäftsleute und Gewerbetreibender geschritten werden. Ueben wir in unserer Mitte jene Brüderlichkeit, welche unsere Feinde draußen verleugnen. Die kleinen, mühselig um ihr Dasein ringenden Juden, das sind die vorgeschobenen Posten in diesem Kampfe. — Für sie muß gesorgt, und zwar ausreichend gesorgt werden, sie müssen einen festen Rückhalt finden in den Großen und Reichen! Auf denn, organisieren wir uns!

Man wird vielleicht an Juden keine Heimatsberechtigung verleihen. Aber erstens wird es kaum noch einen unserer Glaubensgenossen nach der Ehre und dem Vorteil gelüsten, unter solchen Umständen die Zuständigkeit in Wien zu erwerben, und zweitens enthält das neue Heimatsgesetz so feste und unumstößliche Bestimmungen für die Erwerbung der Heimatsberechtigung, daß an denselben Herr Lueger und seine Getreuen nichts zu ändern vermögen.

Bleibt noch die Schule. Die Juden haben bisher mit der liberalen Partei getreu den interkonfessionellen Charakter der Volksschule verteidigt, nicht weil sie damit ein jüdisches Interesse vertraten, sondern weil die Interkonfessionalität eine Axiom des Liberalismus war. Der Gemeinderat hat auf die Schulverfassung gar keinen, auf die Schulverwaltung nur einen sehr beschränkten Einfluß. Aber vom rein jüdischen Standpunkte hat die Aussicht auf die konfessionelle Schule für uns gar nichts Schreckhaftes. Was auf diesem Gebiete durch eine antisemitische Stadtverwaltung verdorben werden kann, trifft nicht das Judentum als solches, sondern den Staat, und wir glauben, daß dieser wohl nötige Vorsorge treffen wird, damit hier die antisemitischen Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Der neue Zustand der Dinge bietet somit keine Veranlassung, daß unsere Glaubensgenossen verzagen. Wenn sie die Selbstüberwindung besitzen, sich so viel als möglich auf sich selbst zurückzuziehen und nicht durch mutwilliges, ostensibles Auftreten den Haß zu verschärfen, wird der Sturm machtlos an ihnen vorüberbrausen. Warten wir ruhig die weitere Entwicklung ab, exponieren wir uns nicht für diese oder jene politische Richtung, sondern bleiben wir kühle und nüchterne Beobachter des sozialen Kampfes, der sich vor unseren Augen abspielt, und sparen wir unsere Kraft für die Zukunft.

O. W.

* * *

Das war in Wien ein Jubel —
Wie konnt's auch anders sein?
Es floß der Schnaps in Strömen,
In Strömen floß der Wein!

Man leerte immer wieder
Die Gläser bis zum Rest,
Man feierte allerorten
Ein lautes Siegesfest.

Was man in stillen Träumen
Gehofft seit langer Zeit,
Das ward noch übertroffen
Von schönster Wirklichkeit.

Nie hatte man sich früher
So im Erfolg gesonnt,
Das Volk war noch viel dümmer
Als je man glauben konnt!

Kein Blitzstrahl der Erkenntnis
Hat seinen Sinn erhellt,
Es ging in alle Fallen,
Die man ihm aufgestellt.

Was ist es, das die Menge
So wundervoll ergötzt?
Was ist es, das in Taumel
Die ganze Stadt versetzt?

(Volks=Ztg.)

Wie heißt die Freudenkunde,
Die durch die Straßen fliegt?
„Die Antisemiten haben
In allen Kreisen gesiegt!“

Und rings in vollen Schänken
Legt stolz der Führer Schar
Den weinesheißen Hörern
Ein Bild der Zukunft dar:

„Nun kommt die Zeit der Blüte,
Nun weicht der alte Bann,
Nun brechen für euch alle
Die „gold'nen Tage“ an!

Hört, was mit klugen Worten
Der Volksbeglücker spricht:
Die Leiden, die euch quälen,
Unheilbar sind sie nicht!

Dafür, daß es zur Heilung
Die besten Mittel kennt,
Bringt den Befähigungsnachweis
Das „neue Regiment!“

— — — — — — — — —

Die Kneipen sind geschlossen,
Das edle Fest ist aus,
Im Siegestaumel trollen
Die Wähler sich nach Haus.

„Hep! Hep!“ so heißt die Losung,
— Sie rufen's frank und frei —
Und „Nieder mit den Juden!“
So tönt das Feldgeschrei.

Und weil just ein Hausierer
Mit seinem Päckchen naht,
Entschließt sich rasch ein Recke
Zu stolzer Heldenthat!

Er ballt die Faust zum Schlage
Und streckt mit wucht'ger Hand
Den achtzigjähr'gen Alten
Hin an den Straßenrand.

Fiel auch der Schlag zu kräftig,
Wer fragt da viel darnach? —
Es war ja nur ein Jude,
Dem dort das Auge brach.

Jagt mir des Volkes Menge
Nicht von dem blutigen Fleck,
Tragt mir den armen Alten
Nicht allzurasch hinweg!

Laßt den Erschlagenen liegen,
Daß er gewürdigt sei
Als echter Befähigungsnachweis
Der Volksbeglückungspartei!

Julius Freund.

Pobedonoszew's Rechenschaftsbericht.

Fr. Bl. Petersburg, Mitte September.

Alljährlich überreicht Geheimrat Konstantin Petrowitsch Pobedonoszew, der allmächtige Oberprokuror des Heiligen Synod, dem Zar einen Rechenschaftsbericht, in welchem er die Lage der orthodoxen Kirche sowie jene anderer Konfessionen im Zarenreiche eingehend schildert. Das charakteristische Merkmal dieser Rechenschaftsberichte jedoch ist, daß Pobedonoszew nicht so sehr die religiöse wie die sozialpolitische Seite jeder nicht orthodoxen Konfession im Reiche hervorkehrt, um auf diese Weise den Zar auf den Einfluß dieser Konfessionen auf die rechtgläubigen Orthodoxen aufmerksam zu machen. Es ist somit selbstverständlich, daß die Rechenschaftsberichte in erster Reihe die Politik der Regierung gegenüber den Anhängern der nichtorthodoxen Konfessionen im Reiche in erheblicher Weise beeinflussen. Und thatsächlich war und ist die Verfolgung der Andersgläubigen in Rußland, der wir seit einem Jahrzehnt zusehen, ein Produkt der Pobedonoszew'schen Rechenschaftsberichte. Aber keine nichtorthodoxe Konfession in Rußland hat Geheimrat Pobedonoszew in diesen Schriftstücken so staatsgefährlich und gemeinschädlich hinzustellen gesucht, wie die jüdische. Ein jeder seiner Rechenschaftsberichte, welche dem verstorbenen Zar Alexander III. unterbreitet wurden, zog neue Beschränkungen und Ausnahmsgesetze gegen die Juden nach sich. Die Ausweisung der Juden aus den Dörfern war nur die Folge eines Rechenschaftsberichtes, in welchem der allgewaltige Oberprokuror des Heiligen Synod den Aufenthalt der Juden in den Dörfern als für die bäuerliche Bevölkerung demoralisierend bezeichnete. Ebenso ist die Nichtzulassung von Jüdinnen zum Studium der Medizin in dem neuen medizinischen Institute für Frauen auf die Einflüsse Pobedonoszew's zurückzuführen. Aber noch niemals hat Geheimrat Pobedonoszew die russischen Unterthanen mosaischer Konfession vor dem Zarenthrone so anzuschwärzen gesucht, wie in seinem jüngsten Rechenschaftsberichte, dem ersten, welcher dem Kaiser Nikolaus II. unterbreitet worden ist. Blinder Haß spricht aus jeder Zeile des Berichtes, sofern er die Juden betrifft, und man gewinnt daraus die Ueberzeugung, daß Pobedonoszew diesmal alle Mittel in Bewegung setzen will, um den neuen unerfahrenen Herrscher Rußlands gegen seine jüdischen Unterthanen einzunehmen. Wir werden später sehen, ob die von Pobedonoszew gegen die Juden erhobenen Anschuldigungen auf Wahrheit beruhen, aber für den Zaren sind die Worte seines ersten Ratgebers maß- und ausschlaggebend, und deshalb hat der diesjährige Rechenschaftsbericht des bigotten Pobedonoszew unter den Juden in Rußland die größte Bestürzung hervorgerufen. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn sogar an allerhöchster Stelle die Absicht vorhanden wäre, die Verfolgung der Juden einigermaßen zu mildern, diese Absicht durch den Rechenschaftsbericht durchkreuzt werden würde.

In dem Berichte, welchen der „Zerkownyi Wjestnik“, das Organ des Heiligen Synod und des russischen Klerus, publiziert, lesen wir folgendes: „Der schädliche Einfluß der Juden tritt am deutlichsten zu Tage in Bezug auf die Religiosität jener rechtgläubigen Russen, welche bei den Juden im Dienste stehen. Minderjährige, die bei Juden einige Jahre im Dienste standen, vergessen ihre rechtgläubige Religion völlig. Aber auch bei Erwachsenen werden die religiösen Ueberzeugungen durch den Einfluß der Juden erschüttert. An Samstagen und Sonntagen sind die im Dienste bei Juden stehenden Orthodoxen der Möglichkeit beraubt, die Kirche zu besuchen: an Samstagen nicht, weil sie im Handel und in den Branntweinbuden die Juden ersetzen müssen, welche ihre Feiertage streng halten; an Sonntagen nicht, weil die Juden an diesen Tagen, die gewöhnlich Markttage sind, auf die Hilfe ihrer Dienstboten besonders angewiesen sind, und ist es den orthodoxen Bediensteten streng verboten, an Sonn- und Feiertagen zur Messe zu gehen, unter Androhung von Strafen oder Stellenverlust. Auf diese Weise hören die Orthodoxen die in ein jüdisches Haus geraten sind, auf, die Gotteshäuser zu besuchen, entwöhnen sich vom Anblick der Heiligenbilder und vernachlässigen ihre Feiertage und alle kirchlichen Gebräuche. Bei der Beichte der bei Juden im Dienste stehenden Rechtgläubigen vernehmen die Geistlichen mit Entsetzen die wütenden Lästerungen, welche die Juden gegen das Christentum, den Erlöser und gegen die Gottesmutter ausstoßen, und welche durch diese Dienstboten sich unter das Volk verbreiten können. Die in jüdischen Fabriken arbeitenden Christen werden von den Juden durch verschiedene Mittel demoralisiert; unter anderem werden sie gezwungen, an Feiertagen zu arbeiten. Die Juden haben die Fabriken und Etablissements mit einem Ring von Branntweinbuden und Wirtshäusern umgeben und locken dahin die Fabriksarbeiter, welche sich dort einem ausschweifenden Leben hingeben, ihr Geld und ihre Gesundheit verlieren. Sie verlassen die jüdischen Fabriken als moralische und physische Krüppel, die zu nichts mehr fähig sind.“

Woher Pobedonoszew diese seine Angaben geschöpft, darüber schweigt der Bericht. Aber wir sind in der Lage, den Beweis zu erbringen, daß der Oberprokuror des Heiligen Synod es mit der Wahrheit nicht sonderlich ernst nahm, als er dem Zar Nicolaus II. seine Denunziation über die Juden im Reiche unterbreitete. Abgesehen davon, daß der Bericht selbst innere Widersprüche aufweist (wie z. B. die Tatsache, daß Pobedonoszew im ersten Teile seines Berichtes darüber Klage führt, daß die bei Juden bediensteten Orthodoxen die Kirche nicht besuchen können, und wenige Zeilen weiter von den Blasphemien der Juden gegen das Christentum erzählt, welche die bei Juden bediensteten Orthodoxen bei der Beichte dem Geistlichen zu erzählen wissen) ist es in Rußland jedermann bekannt, daß die jüdischen Fabriken am Samstag um fünf Uhr Abends gesperrt werden, um erst Montag Früh wieder geöffnet zu werden. Wenn die Arbeiter also die Kirche an Sonntagen nicht besuchen, so ist es gewiß nicht infolge des jüdischen Einflusses. Wer die jüdischen Fabriken zu Moskau einmal besucht, der wird unsere Angabe bestätigen können, daß in jedem Arbeitsraume einer jeden Fabrik Heiligenbilder vorhanden sind, um den orthodoxen Arbeitern die Möglichkeit zu geben, das Früh- sowie das Vor- und Nachtischgebet zu verrichten. In der Moskauer Stahlgießereifabrik des Juden Malkiel besteht eine Schule, in welcher die minderjährigen Kinder der orthodoxen Arbeiter Religionsunterricht genießen. Aber bei Pobedonoszew handelte es sich nicht um die Wahrheit; er wollte um jeden Preis die Juden anschwärzen, und dies dürfte ihm auch gelungen sein. Die unhaltbare Lage der Juden in Rußland wird durch derlei phantastische Berichte eben noch unhaltbarer gemacht.

Der Rabbi von Sadagora.

Wenn man im Frühling, kurz vor dem Eintritt des Passahfestes, oder im Herbste vor dem Versöhnungstage eine

der Heerstraßen Galiziens oder der Bukowina, Podoliens oder Bessarabiens befährt, so kann man eigentümlichen Wanderzügen begegnen. Zu Wagen wie zu Fuße zieht das „Volk Gottes" in dichten Scharen daher, — Männer, Weiber, Greise, Kinder, meist mit nicht geringem Gepäcke beladen. Und wenn man sie um das Ziel ihrer Reise fragt, so erwidern sie alle, ohne Ausnahme: „Nach Sadagora".

Sadagora, zu Deutsch: Gartenberg — welchen Namen es auch früher geführt — ist ein kleines, erbärmliches Nest mit engen, düsteren Gassen und schmutzigen, niedrigen Häusern, eine halbe Stunde von Czernowitz, der Hauptstadt der Bukowina gelegen. Es ist fast ausschließlich von Juden bewohnt, die der Mehrzahl nach keinen Handel, kein Gewerbe treiben, die aber so glücklich sind, einen Geldmagnet in ihrer Mitte zu haben, der nicht nur selber viel anzieht, sondern auch so gnädig ist, für die andern etwas abfallen zu lassen. Dieser Magnet ist der Wunderrabbi von Sadagora, das Haupt der Chaßidim.

Die Chaßidim sind eine der wenigen Sekten (?) des Judentums, und zwar die zahlreichste. Die Juden Galiziens, Kongreß-Polens, Südrußlands und der Donaufürstentümer gehören ihr mit wenigen Ausnahmen an. Der Chaßid ist Asketiker und Genußmensch zugleich, er ist der mystische Gefühlsschwelger, der Mucker des Judentums. Indem er sich einerseits manche Entbehrungen auferlegt, so die zeitweilige Enthaltsamkeit von Wein und anderen Getränken, von den Freuden der Ehe u. s. w., weiß er sich doch zu gewissen Zeiten doppelt dafür schadlos zu halten. Die Gelage der Chaßidim an manchen Festtagen, z. B. am Tage der Gesetzesfreude (Simchat thora) arten geradezu in widerliche Orgien aus. Für die Fortpflanzung seines Geschlechtes sorgt der Chaßid mit größter Achtsamkeit; unverheiratet oder kinderlos zu bleiben ist die größte Schmach. Er hält sich ferner für den Bevorzugten unter seinen Glaubensgenossen; er erwartet nicht nur bei der einstigen Ankunft des Messias besondere Genüsse und Ehren im neuen „Reiche Gottes", er hält sich auch jetzt in den „Tagen der Knechtschaft und Verbannung" für den edelsten Juden, der darum nach dem Tode an der himmlischen Tafel den Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob zunächst sitzt, und von den vorzüglichen Engeln mit den schmackhaftesten Bissen bedient wird.

Diese eigentümliche Selbstschätzung wurzelt in einer der sonderbaren Traditionen der Chaßidim. Dieser Tradition zufolge sind sie diejenigen Juden, aus deren Mitte dereinst der Messias, der Welterlöser hervorgehen wird. Aber nicht jedem Chaßid steht es zu, den kühnen Traum zu hegen, seinen Lenden könne solch' erlauchter Sohn entsprießen. Nur drei Familien giebt es, welche die Tradition zu solchem Glücke prädestinirt hält. Diese drei Familien sind die des Wunderrabbi von Belz in Kongreß-Polen, von Madvorna in Galizien, von Sadagora in der Bukowina.

Der Rabbi von Sadagora ist der einflußreichste und berühmteste der heiligen Dreizahl, daher auch der reichste. Er stammt aus der Familie des Rabbi von Belz. Der Urgroßvater des „jetzt regierenden Herrn" wanderte nach Sadagora ein und begründete da sein Reich. Er baute ein stattliches Haus, bildete seinen Hofstaat aus gelehrten Rabbinern und begann seine Regierung. Diese bestand und besteht noch heute für seine Nachkommen in zwei Geschäften, von denen das eine sehr leicht, das andere anscheinend sehr schwer ist: im Geldeinnehmen und Wunderthun. Aber Rabbi Jossele, so hieß der Mann, machte sich auch das letztere sehr leicht. Er sandte seinen Segen überall hin, wo man ihn für einen schwer Erkrankten in Anspruch nahm, und segnete auch jedermann ohne Ausnahme, der sich in mißlicher Lage an ihn wandte. Genas nun der Kranke oder ging die Sache des Gesegneten sonst günstig, so hatte natürlich der Segen des Rabbi Wunder gethan; starb jedoch der Kranke und ging die Sache schief, so war es Gottes Wille so gewesen, und gegen den konnte freilich auch der Rabbi nichts.

Die Taxe für solchen Segen war bei Rabbi Jossele, da die Firma noch neu war, eine sehr geringe, sie betrug einen Silberrubel. (Mehrbeträge wurden natürlich dankbarst acceptiert.) Der Absatz war groß, das Geschäft florierte; als der Rabbi starb, hinterließ er seinem Sohne ein bedeutendes Vermögen. Der setzte das Geschäft gemeinschaftlich mit seinem Bruder fort. Immer mehr Juden siedelten sich in Sadagora an, das Haus wurde immer stattlicher. Weit aus Rußland daher kamen die Chaßidim, ebenso aus Galizien und der Moldau, denn der Usus bürgerte sich ein, die Feiertage bei dem Rabbi zu verbringen. Mußte doch ein Gebet, das man in jenen heiligen Tagen in seiner Nähe verrichtete, den meisten Anspruch auf Berücksichtigung vor Gottes Throne haben! Aber der massenhafte Ausfluß russischen Geldes nach Oesterreich machte die Regierung des Zaren aufmerksam und unruhig. All' der Reichtum, den man sonst im Lande verzehrt, wurde nun nach außen getragen. Dann ließ und läßt ja ferner auch bekanntlich Rußland seine Unterthanen nicht gern nach dem Auslande gehen.

Nun wußte aber der General-Gouverneur von Podolien, der seine Leute kannte, sehr wohl, daß das Verbot, die Rubel nicht mehr nach Sadagora zu tragen, um den Segen des Rabbi zu erlangen, nichts fruchten würde. Er sandte daher einen angesehenen russischen Rabbi „in vertraulicher Mission" nach Sadagora um den Wunderrabbi zu bewegen, nach Rußland zurückzukehren, und seine Wunder künftighin in seinem Vaterlande zu verrichten. Aber der Rabbi befürchtete entweder eine Verringerung des Kredits der Firma bei einer Veränderung des Geschäftsortes, oder er dachte daran, daß die russische Regierung sich in Zeiten der Not auf bedrohliche Weise seiner Kassette nähern könnte, kurz, er schlug die höfliche Einladung rund ab. Rußland aber ist bekanntlich sehr konservativ und hartnäckig in der Verfolgung seiner Pläne; es forderte nun von der österreichischen Regierung die Auslieferung des Rabbi als russischen Unterthan. Nun war die Not groß in Israel. Denn der Rabbi sowohl wie sein Vater hatten im Drange ihrer irdischen und himmlischen Geschäfte vergessen, das österreichische Bürgerrecht zu erwerben und der Rabbi war noch dazu in Belz (Russisch-Polen) geboren! Aber man half sich — durch Geld. Zehn Bauern, Insassen von Sadagora, leisteten den Eid darauf, daß nicht nur der Rabbi in Sadagora geboren, daß auch seine Familie seit jeher im Lande seßhaft gewesen sei.

Die Heimsuchung war vorüber, und das Wunderverrichten begann von neuem. Und der Ruf des Rabbi wuchs; auf Hunderte von Meilen hin wurde sein Segen, sein Richterspruch verlangt, immer größere Massen wallfahrteten nach Sadagora. Als der Rabbi starb, konnte er seinem Sohne, dem neuen Rabbi, ein Vermögen hinterlassen, das ihn zum reichsten Manne jener östlichen Gegenden machte, und das will viel sagen, bei dem sprichwörtlich gewordenen Reichtum der rumänischen und russischen Bojaren. Und der Rabbi nutzte auch seinen Reichtum. Ein prachtvolles Haus war in Sadagora erbaut, Güter angekauft, aller Komfort des vor-

nehmen Lebens entwickelt. Die Söhne und Schwiegersöhne wurden mit wahrhaft fürstlicher Opulenz ausgestattet.

(Schluß folgt.)

Exotisches.

Ueber eine eigentümliche jüdische Sekte schreibt Oberst Anton Tuma in seinem bei Zuckschwerdt u. Möschke in Leipzig erschienenen Buche „Griechenland, Macedonien und Südalbanien," wie folgt: Die Israeliten sind in der Türkei durchweg Spaniolen, das heißt die in der Mitte des 16. Jahrhunders eingewanderten spanischen Juden. Sie sprechen auch noch immer unter einander ein verkümmertes Spanisch. Sie sind fast durchweg Handelsleute und Geldverleiher. Eine eigene Sekte von Israeliten lebt in Salonik, welche Konsul von Hahn in seiner „Reise durch die Gebiete des Drin und Wardar" näher beschreibt. Diese Sekte heißt Deunmé oder Mamini und sie scheint blos in Salonik zu existieren. Sie bekennen sich äußerlich zum Islam im geheimen aber zum Judentum. Sie halten sich möglichst abgeschlossen und besuchen die Moscheen nur so weit wie nötig, um den äußern Anschein zu wahren; in dieser Absicht unternimmt auch wohl hier und da ein Deunmé eine Pilgerfahrt nach Mekka. Sie verheiraten sich weder mit Türken, noch mit rechtgläubigen Juden. Man weiß nichts über ihre Glaubenslehre, doch konsultieren sie in streitigen Fällen über Religions- und Rechtsfragen die Rabbiner ihres Vertrauens. Man schätzte um das Jahr 1860 ihre Sekte auf 3000 Seelen. Die Deunmés zerfallen wieder in zwei Sekten, die Konjo und die Kovajero; diese verabscheuen einander in solchem Grade, daß namentlich kein Kovajero mit einem Konjo in demselben Hause wohnen oder an demselben Tische essen würde. Die Kovajeros sind meist Kaufleute und Schriftgelehrte: fast alle öffentlichen Schreiber und Bureaubeamten von Salonik gehören zu dieser Sekte. Sie bewohnen ein eigenes Stadtviertel bei der Porta Nuova. Die Konio sind arme Handwerker. Tagelöhner und Lastträger und leben in den höheren östlichen Stadtvierteln zerstreut. Der Stifter der Deunmé-Sekte ist ein gelehrter Rabbiner namens Sabetai Sevi, der um das Jahr 1667 in Adrionopel als Prediger einer neuen jüdischen Lehre auftrat, hierauf nach Damaskus übersiedelte. Als er schon in verschiedenen großen Städten des osmanischen Reiches als angeblicher Messias einen großen Anhang gewonnen hatte, wurde er verhaftet, nach Konstantinopel geführt und vom Großvezier über sein Messiastum befragt. Um sein Leben zu retten, trat Sabetai Sevi zum Islam über, und bald danach wurden auch fast alle seine Anhänger äußerlich Muhammedaner. Mit der Zeit kehrten jedoch viele zum Judentum zurück und begaben sich unter falschem Namen nach Palästina, um dort Buße zu thun. Der letzte Rest von Sabetais Anhängern sind die erwähnten Konjo von Salonik. 12 Jahre nach Sabetai's Auftreten erhob sich einer seiner Schüler namens Barzelai, predigte mit geringen Aenderungen ungefähr dieselbe Lehre, wie jener und gewann ebenfalls viele Anhänger, die jedoch schließlich zum Scheine ebenfalls zum Islam übergetreten sind. Die Anhänger Barzelai's bilden die Sekte der Kovajeros. Sie haben ein rings von hohen Mouern umgebenes, streng verschlossenes Versammlungshaus, welches im Jahre 1855 der Gouverneur von Salonik unter einem Vorwande durchsuchen ließ. Man fand darin nur eine alte Frau, welche erklärte, hier als Pförtnerin bestellt zu sein. In dem großen, rings von Divans umgebenen Sale hingen ein uraltes persisches Schwert und ein langes Messer an der Wand; in einem unterirdischen Raum fand man eine Geißel; sonst war alles leer. — Daß dieser „Sabetai Sevi" identisch ist mit Sabbatai Zevi, über dessen Wer wir vor etwa zwei Jahren eine längere Arbeit veröffentlicht haben, sei, trotzdem dies jedem klar ist, hinzugefügt.

* * *

* **Exotische Juden.** Die schwarzen Juden von Ernakulum schildert eine Studie der „Kölnischen Zeitung" wie folgt: Als Stätte verschiedener Religionen ist Kochin, das alte, für die Ausfuhr seines Pfeffers berühmte Kothinara, gewiß einer der interessantesten Plätze Indiens. Es ist der Hauptsitz der katholischen Syrianer sowie einer kleinen Gemeinde von Nestorianern, die wieder in mehrere Sekten zerfallen. Außerdem lebt auf dem Festlande, d. h. in Ernakulum, eine Kolonie schwarzer Juden. Es ist nicht genau festzustellen, auf welche Weise sie dorthin kamen, und wenn man auch die Ansicht, daß sie die Nachkommen der Eingeborenen sind, die von Hiram und Tarschisch bekehrt wurden und Ernakulum selbst das Ophir König Salomons ist, als Mythe betrachten muß, so deutet doch vieles auf einen uralten Ursprung hin, und man wird kaum fehlgehen, wenn man die Gründung der Kolonie in die Zeit kurz nach der Freilassung der Juden unter Cyrus verlegt. Das Judenviertel Ernakulum zeichnet sich wenig vor anderen orientalischen Städten aus. Die Straßen sind eng und stets von einer großen Menschenmenge, in der man sofort die charakteristischen, obwohl dunkeln, jüdischen Züge erkennt, belebt. Die Männer fallen sofort durch die vor die Ohren herabhängenden Locken und den langen Kaftan auf. Bei der weiblichen Bevölkerung findet man, besonders im Mädchenalter, wirkliche Schönheiten, die sofort durch die großen, geistvollen Augen gegenüber dem stumpfen, sinnlichen Gesichtsausdrucke der übrigen Indierinnen auffallen. Die Synagoge die mit prachtvollen alten Delft-Porzellanplatten gepflastert ist, entzückt jeden Kunstliebhaber. Man zeigt da werthvolle, mit Edelsteinen besetzte Mitren und andere beim Gottesdienste gebrauchte Stücke.

Feuilleton.

Nathanaja.

Novelle aus biblischer Zeit.
Von Dr. Karl Weil.

(Fortsetzung.)

Zitternd nahm das Mädchen die Spange, reichte ihm dagegen das Kettlein, den Blick zur Erde gewendet. Und wie sie den Arm hinneigt, es ihm zu geben, und er ihr seine Hand reicht, es zu empfangen, da ergreift eine heilige, unendliche Sehnsucht den Jüngling so wie das Mädchen. Die Hand zittert, hoch schlägt der Busen, und es begegnen sich

ihre Blicke, er faßt die darbietende Rechte selbst, als wolle er das Kettlein nehmen; ohne es selbst zu wissen, zieht er sie sanft zu sich. Die Jungfrau neigt den Kopf gegen den hochschlagenden Busen des Jünglings, und er drückt einen reinen Kuß auf die Lippen der reinen Jungfrau.

Noch hielt er sie umfaßt, aber Nathanaja weicht zurück; sie entzieht sich seinen Armen, errötet tief und spricht: „Sieh, was mein Herz nicht wollte, Gott hat es so gefügt. Verbunden sind wir jetzt mit festem Knoten, den Gott der Herr selbst schürzte. Jetzt aber eil' ich mein Gelübde zu lösen, dann bin ich Dein auf ewig!“ Spricht's, reicht ihm die Hand und eilt dann fort mit geflügelten Schritten. Der Jüngling sieht ihr lange nach, schaut freudig gen Himmel und schlägt dann eilig den Weg nach En-Schemesch ein.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, da kam Nathanaja in die Gegend von Bethlehem, und als sie bei einem einsam stehenden Häuschen vorbei kam, nahte sich ihr ein ehrwürdiger Greis. Als das Mägdlein ihn gewahrte, verbeugte sie sich tief; denn es steht geschrieben: „Vor dem greisen Haupte sollst du aufstehen und das Angesicht der Alten ehren.“ Des Mädchens bescheidene Weise gefiel dem Alten, und er lud sie freundlich ein zum Mittagsmahl in seinem Hause. Nathanaja folgte dem Greise, ohne erst in sich dringen zu lassen; denn es ist ein allgemeiner Brauch in den Ländern gen Sonnenaufgang, den müden Wanderer zu laben und gastfreundlich das Haus zu öffnen jedem, der vorüberzieht. Nachdem ihr die Sklavin die Füße gewaschen hatte, setzten sie sich zu Tische, und als Nathanaja nach dem Essen gedankt hatte für das gute Land, das Gott Israel gegeben, dankte sie dem Alten und setzte ihre Reise fort. Er aber entließ sie und segnete sie, ehe sie ging, und sprach: „Der Gott unserer Voreltern lasse deinen Weg gelingen.“

Die Sonne neigte sich schon gegen Abend, da stand Nathanaja auf dem Berge, der zwischen Bethlehem-Jehuda und Jerusalem liegt. Weit konnte das Auge umherstreifen. Dort im fernen Osten funkelte das Salzmeer, von hier aus schöner anzusehen als in der Nähe. Prachtvoll, spiegelglatt erblickte man die runde Wasserfläche, majestätisch umgeben mit hohen Gebirgen, die kühn die Stirn gen Himmel hoben; der Himmel über ihm glänzte rein, in durchsichtiger, lieblicher Bläue. Weiter hinauf sah man den Jordan schimmern zwischen undurchdringlichen Felsen; nur hie und da verweilte das Auge bei den fernen lieblichen Pflanzungen Jerichos, die unterbrochen waren von kahlen, nackten Gebirgen: zur Mittagsseite lag das Gebirge Juda, das kühn sich erhob über die andern alle, so wie auch Juda, hervorragend unter seinen Brüdern. Als aber Nathanaja den Blick wandte gegen die Mitternachtsseite, da leuchteten ihr von Moriahs Höhen majestätisch entgegen die goldbelegten Zinnen des Tempels, wo der Ewige thronte in Pracht und Majestät. Nieder sank sie auf's Knie, tiefe Ehrfurcht im Herzen, von heiligen Schauern durchdrungen, fühlte sie demütig das Nichts des Menschen, die unendliche Größe Gottes. Dort, dort thronte er also, dort lag das Haus, das er erwählt hatte, hier im Thale die gottgeliebte Friedensstadt. „Heilige Stätte, du Stadt, über die das Auge Gottes wacht, Fürstin der Völker, Königin der Städte, du Haus des Hochgebenedeiten, du Sitz des Friedens und des Rechts, sei hochgesegnet, sei mir willkommen! Nie kann sich Unglück deinen Mauern nahen, nie kann ein Unheil dir begegnen, dein Helfer ist dir nah!“ Und als sie die Zinnen des Heiligtums erblickte, da sprach sie: „Hochgepriesen seiest du, Ewiger, Schöpfer des Alls, Herrscher in Israel. Gnädig hast du diesen Berg erwählt vor allen Bergen deiner großen Welt, zum Lohn der Kindestreue der heilgen Väter in der alten Zeit. Ich kam hieher, Gerechtigkeit Bedrängten zu erflehen, und nun, o Herr! nun fleh ich auch für mich! Du hast doch selbst in unser Herz gelegt den reinen Trieb, das liebende Gemüt, ach Ewiger, erfülle meinen Wunsch!“ Und sie blickte abermals hin nach Moriahs Zinnen, da ertönte von den Türmen des Tempels der Schall der Posaunen, zum Zeichen des Vesperopfers. Als aber verklungen war der Posaunenschall, da vernahm sie liebliche Töne der Harfe hinter sich, begleitet von dem Chore einer größeren Menge. Wunderbar stimmte der Gesang zu den Gefühlen der Jungfrau.

Jetzt näherte sich der Zug allmählich, und da gewahrte Nathanaja, daß es ihre Brüder waren aus Juda, welche die Erstlinge ihres Erdreichs nach Jerusalem dem Ewigen als Dankopfer brachten. Es war eine lange Reihe von Wagen, jeder zierlich geschmückt. Vor den Wagen gingen die jungen Stiere, die als Erstgeborene geweiht waren zum Opfer am Altare Gottes. Reinlich gewaschen und geglättet, die Hörner mit Gold belegt, festlich geschmückt mit Olivenkränzen, brüllten sie freudig, als ahnten sie, daß ihr Blut Gottes heiligen Altar benetzen sollte. Auf den Wagen lagen, zierlich geordnet, die ersten Früchte des Jahres in schön geflochtenen Körben von den biegsamen Zweigen der Weide. Mit Weinlaub waren die Körbe umrankt und an den Ranken waren Schnüre befestigt, daran flatterten junge Tauben, auch zum Opfer bestimmt, ein Sinnbild himmlischer Liebe. Hie und da erblickte man wohl auch silberne und goldene Gefäße, welche die Reichen samt den Erstlingen, die sie enthielten, darbrachten. Nathanaja erkannte unter der Menge Verwandte ihrer Mutter aus Hebron; auch jene erkannten sie und freuten sich mit ihr. Sie erzählte ihnen, was sie nach Jerusalem führe; ihre Verwandten lobten sie darum und sie schloß sich dem Zuge an. Langsam ging es den Berg hinab; unten am Eingang in das Thal Hinnom machte man Halt, dicht bei einer großen Wasserleitung, die Salomo begonnen, Hiskijahu aber beendigt hatte. Man schickte Boten voraus in die Stadt und ließ sagen: „Ihr lieben Brüder, wir kommen, die Erstlinge zu bringen dem Herrn.“ Da machten sich die die Aeltesten Jerusalems auf, seine Richter und Beamten und viele angesehene Männer, und gingen dem Zug entgegen. Sie empfingen sie freundlich und hießen sie brüderlich willkommen und führten sie hinein in die Stadt. Jetzt ging der Zug durch die tiefe Schlucht des Gehenna, vorbei bei den heiligen Gräbern der Vorfahren bis an die liebliche Quelle Siloa, den von Gott gesegneten Born, der den Bewohnern der Gottesstadt ein unentbehrliches Erbteil ist. Sie traten dann, nachdem sie die Prachtgärten des Königs durchschritten und durch das Thor, das gewaltige, gegangen, in den unteren Teil der Stadt ein. Kaum aber hatten sie den Boden innerhalb der Mauern Jerusalems betreten, als der ganze Chor mit lauter Stimme sang:

„Nun stehen unsere Füße
„Jerusalem in deinen Thoren
„O, wünschet Glück Jerusalem,
„Wohl geh es deinen Freunden!“

Rührend war es zu sehen, wie die Bewohner Jerusalems die fremden Brüder empfingen. Kaum wurde es bekannt in der Stadt, daß die Erstlinge eingebracht würden, da schloß freiwillig der Kaufmann den blinkenden Laden, der Handwerker die ruhige Werkstätte, um hinzugehen und die Brüder zu empfangen. Die Fenster der Häuser füllten sich und die

Straßen wurden lebhaft, und als der Zug herbeikam, da rief man den Fremden von allen Seiten die Worte zu: „Willkommen ihr Brüder, Gottes Segen über Euch!" Fort ging es unter Schall der Cimbeln und Posaunen dem Tempelberge zu. Unterdessen hatten sich die Einwohner Jerusalems zerstreut, und dieser den einen, jener den andern Fremden eingeladen, das Wochenfest in seinem Hause zuzubringen. Der Zug näherte sich dem Tempelberge, da nahmen die Eigenthümer, selbst wenn sie aus königlichem Geschlechte waren, die Körbe von den Wagen, luden sie auf die Schulter und bestiegen den Berg unter Gesang.

Als sie sich aber dem äußeren Vorhof nahten, da verstummte plötzlich der Gesang aus Ehrfurcht vor dem Ewigen, aber dagegen schallte von dem Tempel her der bewillkommende Gesang der Priester und Leviten, die den frommen Brüdern zu Liebe den heiligen Gesang, den David einst dichtete bei der Einweihung des Altars, anstimmten.

(Fortsetzung folgt.)

Laubhüttenfest.

Zur Rüste ging das alte Jahr
Ein neues wurde uns geboren,
An dessen Schwelle Glück und He'l
Im vollsten Maß wir uns erkoren.

Das Neujahrs- und Versöhnungsfest
Mit ihrem ernsten, strengen Mahnen
Vorüber zog; wir dachten oft
Gar wehmutsvoll an unsre Ahnen.

Verzeihung wurde wohl gewährt,
Für manche Sünde, manche Fehle,
Wenn reuig wir bekannten sie,
Dem Hort, im Aufschwung unsrer Seele!

Ein Freudenfest naht jetzt heran,
Erfüllt von Luft und Kerzenschimmer;
Das Fest der Hütten; Gottes Schutz
Zeigt's an, der auf uns ruhet immer.

Der feste Wohnsitz wird verlassen,
Vertauscht wird er mit einer Hütte;
Für den, der denkt, bedeutungsreich
Ist heute noch die fromme Sitte.

Wenn, was die ernsten Tage Dir
In's Herz gepflanzt, begann zu reifen,
Du wirst des Hüttenfestes Sinn
Gar sicherlich dann bald begreifen.

In schwanker Hütte müssen hausen,
Nicht wenig Tage nur an Zahl,
Die Armen; sie ist ihre Wohnung,
Beschirmt sie kaum beim kargen Mahl.

In diese Hütten steigt hernieder,
Ihr Reichen! gebt mit voller Hand
Auf daß Bedrängter Not entschwinde,
Auf daß der Kummer werd' gebannt.

Und Freude strömt in Eure Herzen,
Wenn Sorg' Ihr scheuchet bis zum Rest;
Wer so der Armut Hütt' bedenket,
Der feiert wahres Hüttenfest!

F. N.

Wochen-Chronik.

Berlin, den 2. Oktober.

* **Berliner Nachrichten.** Auch die hiesige Gemeinde, besonders die große Zahl der Vereine haben ihre „Saison". Diese beginnt gewöhnlich kurz vor oder unmittelbar nach Simchat Thora mit einem Unterhaltungs- und Tanzabend, der den Namen dieses Festtages trägt. Der Israel. Wohlthätigkeits-Verein Gemilus-Chassodim veranstaltet sein Simchas-Thora-Kränzchen am Sonntag, den 13. d. M. in Dräsels Festsälen, zu welchem der Vorstand der Mitwirkung hervorragender Kräfte sich versichert hat. — Der Humanitätsverein für Gewerbetreibende veranstaltet ebenda ein gleiches Fest am 11. d. M. Nichtmitglieder, die an einem dieser Feste oder an beiden, teilnehmen möchten, wollen sich an die Vorsitzenden der Vereine — für Gemilus Chassodim Herr J. Rosenthal, Landsbergerstr. 79, und für den Humanitätsverein Herr A. Büchel, Hackescher Markt 2 — wenden.

* **Mit Stöcker** beschäftigt sich ein Berliner Korrespondent des „Figaro". Er schildert zunächst sein Aeußeres und meint, mit seinen lebhaften grauen Augen und seinem rosigen Gesicht würde er zunächst einen harmlos-gutmütigen Eindruck machen, wenn sein Kinn und seine Kinnbacken nicht einen zähen Willen verrieten, der nicht so leicht locker lasse. Sodann wird ihm Aufrichtigkeit, Ueberzeugungstreue und Eifer nachgerühmt. Wörtlich heißt es ferner: „Er hätte es sich in seinem Hofamt bequem machen können. Aber er hat es vorgezogen, nach allen Seiten hin zu kämpfen, und er hat das mit solchem Ungestüm gethan, daß er fast allenthalben gehaßt wird: die Juden, die Sozialdemokraten und die Nationalliberalen reichen sich die Hand in ihrem gemeinsamen Haß gegen Stöcker, und die Konservativen sehen in ihm voller Unruhe ein enfant terrible, das mit dem Feuer spielt." Der gute Mann hätte hinzusetzen können, daß Herrn Stöcker's Spiel mit dem Feuer, trotzdem es stets die Finger anderer Leute zu schädigen bestimmt war, schließlich seine eigenen ergriffen hat.

* **Der Westfälische Gemeinde-Verband** hält am 6. d. M. seinen 5. Gemeindetag in Bochum ab. Die T.-O. enthält u. a. folgende Punkte: Antrag des Ausschusses auf Drucklegung des im Manuskripte vorliegenden zweiten Teiles des Gebetbuches, die Gebete für die Hochfeste enthaltend. — Antrag der Synagogen-Gemeinde Dortmund und der Inspektorenkonferenz, die Herausgabe einer billigen Schulausgabe des neuen Gebetbuches betreffend. — Beratung und Beschlußfassung über den seitens des Ausschusses vorgelegten Statutenentwurf für die zu gründende Rabbiner- und Lehrer-Pensionskasse des Verbandes. — Antrag des Ausschusses auf Verwendung des Restbestandes aus den Sammlungen für die russischen Juden zu humanen Zwecken ninerhalb der Provinz Westfalen.

* **Rischusmachen.** Die „Nachrichten für Stadt und Land" in Oldenburg enthielten am 24. v. Mts. nachfolgendes Eingesandt: „Sedan-Feier. Es muß befremdend wirken, daß in den Ausschuß für die Sedanfeier nicht einer unserer jüdischen Mitbürger gewählt ist. Der Ausschuß schreibt: „Wir rechnen auf die Mitwirkung der ganzen Bürgerschaft zur nationalen Jubelfeier." Wie können sich aber unsere jüdischen Mitbürger voll Lust und Liebe an einer Feier beteiligen, wenn sie sich bei jeder Gelegenheit zurückgesetzt sehen. Seit Jahren hat ein Jude in Oldenburg ein Ehrenamt nicht mehr ausgeübt. Müssen die jüdischen Mitbürger zu den von der Stadt bewilligten Mitteln zur Sedanfeier nicht etwa beitragen? Da wird kein Unterschied zwischen christlichen und jüdischen Geldern gemacht. Man möge in Oldenburg endlich, wie es auch in anderen Städten der Fall ist, unseren jüdischen Mitbürgern volle Gleichberechtigung zuteil werden lassen. Wer gleiche Pflichten zu erfüllen hat, muß auch gleiche Rechte haben." Hierauf antwortete jemand,

der mit „Kein Antisemit“ unterzeichnete, in sehr scharfer, verletzender Weise. In Oldenburg käme auf 104 Einwohner 1 Jude, es sei darum eine „Anmaßung“, wenn „die“ Juden bei Verteilung von Ehrenämtern berücksichtigt werden wollten u. s. w. — Wir stehen nicht an zu bemerken, daß beide Eingesandts auf gleichem Niveau stehen; das eine wie das andere enthält zum mindesten eine Unbesonnenheit.

*** Mischehen.** Dem kürzlich erschienenen neuesten Hefte der Kgl. Preußischen Statistik (Nr. 131) entnehmen wir die folgenden Daten über die Bewegung der jüdischen Bevölkerung im Jahre 1893: An Geburten wurden verzeichnet (die eingeklammerten Zahlen sind die des Vorjahres): beide Eltern jüdisch 8212 (8231) aus Mischehen 574 (568) uneheliche Kinder jüdischer Mütter 234 (234). Die Zahl der Geburten aus Mischehen setzt sich folgendermaßen zusammen:

	jüdischer Vater	
evang. Mutter	kathol. Mutter	sonst christl.
213	38	5
	jüdische Mutter	
evang. Mann	kathol. Mann	sonst christl.
245	60	13

*** Hammerstein — ein Opfer der Alliance Israélite.** Bezeichnend für den blinden Parteifanatismus der Konservativen ist die Mitteilung des Korrespondenten der „Hamburger Nachrichten“, wonach ihm ein hochstehender, durch und durch gebildeter ehrenhafter Konservativer allen Ernstes versicherte, Flora Gaß, die vielgenannte Dame in der Hammerstein-Affaire, sei Agentin der Alliance Israélite gewesen und habe in deren Auftrag den edlen Freiherrn zugrunde gerichtet. Der „Oesterr. Volksfreund“ und ähnliche Organe nennen auch unverblümt den Freiherrn Woßu „Ein Opfer jüdischer Rachsucht.“

*t **Aus Oesterreich-Ungarn.** Dr. Bloch hat nun sein Mandat niedergelegt, obwohl eine aus seinem Wahlkreise ihm zugegangene Adresse ihn zur Beibehaltung des Mandates aufforderte. Wie vor fünf Jahren, so wird ihm auch bei dieser Ersatzwahl ein jüdischer Mitbewerber entgegenstehen: Dr. Loewenstein aus Lemberg, ein reicher Rechtsanwalt und Sohn des verstorbenen Predigers gleichen Namens. Die Chancen der beiden Bewerber sind unberechenbar. Dr. Bloch hat im Wahlkreise ebensoviel Anhänger wie Gegner, außerhalb des Wahlkreises fast nur Gegner. Diese setzen sich hüben und drüben einerseits aus Opportunisten zusammen, die vermeinen, eine aggressive Abwehr, wie Bloch sie stets geführt, sei für eine Minorität eine große Gefahr; andererseits aus wahrhaft und Pseudo-Frommen, die die Ansicht vertreten, das ganze außerparlamentarische Leben und Auftreten des Abgeordneten dürfe den ehemaligen Rabbiner nicht verleugnen — ich darf mich aus leicht begreiflichen Gründen nur auf diese Andeutung beschränken. Der Mitbewerber Blochs hat wenig Freunde, aber, da er noch keinen Namen hat, auch keine Feinde, so daß, wie schon gesagt, die Chancen der Kandidaten unberechenbar sind. In einem Schreiben an seine Wähler bewirbt sich Bloch wieder um das Mandat. Dem Polenklub würde er im Falle seiner Wahl kaum beitreten können.

— Die israelitischen Räte der Prager Produktenbörse haben bereits im Vorjahre anläßlich der Eröffnung der neuen Börse es angestrebt, daß die Hauptbörsentage statt am Dienstag und Sonnabend immer am Dienstag und Freitag abgehalten werden. Dieses Ziel ist auch erreicht worden. Durch diese Neueinrichtung ist vielen Börsenmitgliedern die Möglichkeit nicht benommen, dem samstägigen Gottesdienste beizuwohnen und auch die Börsenbesucher aus der Provinz sind nicht mehr genötigt, aus geschäftlichen Rücksichten am Sonnabend nach Prag zu fahren. Bemerkenswert ist, daß auch die nichtjüdischen Börseräte dem kundgegebenen Wunsche einhellig ihre Zustimmung gaben.

— Aus Saybusch, dem galizischen Städtchen, das infolge eines „Gewohnheitsrechtes“ keinen Juden in seinen Mauern duldet, wird berichtet, daß dort seit längerer Zeit die vom Bahnhof in die Stadt führende Kocziuskogasse der traurige Schauplatz alltäglicher Judenkrawalle ist. Jeder polnische Jude, der über die Straße geht, wird mit Straßenkot und Dünger beworfen, beim Barte und den „Peies“ gezerrt und wenn er sich wehrt, gründlich geprügelt — all dies in Gegenwart, ja unter dem Gaudium von Saybuscher zuschauenden Bürgern. Die besser situierten polnischen Juden nehmen zur Passierung dieser Straße einen Fiaker und fahren an den gefährlichen Stellen eiligst vorüber. Am ärgsten sind die Marktjuden daran, die im Wagen auf hochgeschichteten Warenhaufen nur langsam die Straße vorwärts kommen können. — Es wird nicht lange dauern, und auch dieser schöne Brauch wird von den wackern Saybuschern als „Gewohnheitrecht“ proklamiert werden.

— Am 24. September beging Rabb. Dr. Kayserling in Budapest das Jubiläum seiner 25jährigen Thätigkeit als Seelsorger und deutscher Prediger der dortigen israelitischen Religionsgemeinde. Die Gemeinde gründete aus Anlaß des Jubiläums eine den Namen des Dr. Kayserling tragende Stiftung in der Höhe von 4000 fl., deren Zinsen als Prämien für Vorzugsschüler der neu zu erbauenden israelitischen Bürgerschule zur Auszahlung gelangen sollen. Ferner gründete der Frauenverein auf den Namen des Dr. Kayserling und seiner Gattin eine Stiftung von 3000 fl. zum Zwecke der Erhaltung eines Waisenmädchens, mit dem Bemerken, daß die Nominierung des Schützlings dem Jubilar und seiner Gattin zustehe. Außerdem wurden dem Jubilar seitens der Gemeinde und von Privaten zahlreiche Festgaben überreicht.

— In H.-Szoboßló wurde jüngst eine Synagoge eingeweiht, und zwar wurde die Funktion nicht von dem Rabbiner, sondern vom Vorsteher der Gemeinde vollzogen, weil der Rabbiner sich geweigert hatte, in ungarischer Sprache zu predigen, und auch einem andern Rabbi nicht gestatten wollte, ungarisch zu predigen. Die Gemeindemitglieder beschlossen darum, die Tempelweihe ohne Rabbiner vorzunehmen und dies geschah auch in der That. Vorsteher Wolfgang Adler hatte den Vortritt beim Umzug mit den Gesetzesrollen und er zündete in der Synagoge das „ewige Licht“ an.

— Vor kurzem wurde von einem ungarischen Antisemitenblatte gemeldet, daß das etwa sechsjährige Töchterchen Julie des Landmannes Johann Balazs in Garam-Kis-Sallo im Honter Comitat in das Gewölblokal des Ignaz Adler um Branntwein geschickt worden war und seither verschollen blieb, bis man fünf Tage später die Leiche des Kindes fand, welche entsetzlich zugerichtet war. Mehrere klerikale und oppositionelle Blätter benützten den Vorfall, den sie als „Ritualmord“ hinstellten, um gegen die Juden zu hetzen. Diese menschenfreundlichen Absichten sind aber, gewiß zum Leidwesen der agitationssüchtigen Finsterlinge, rasch genug zunichte geworden; denn der Mörder des Kindes ist bereits gefangen und hat ein umfassendes Geständnis abgelegt. Wie nämlich „Fövarosi Lapok“ aus Ipolysag telegraphisch gemeldet wird, ist der Thäter des Mordes in Garam-Kis-Sallo

in der Person des Müllergehilfen Csomor verhaftet worden. Der Mörder hat seine That vor dem königlichen Bezirksgericht in Vamos-Mikola auch bereits eingestanden. Ferner wurde auch der eigene Vater des ermordeten Kindes in Haft genommen, da derselbe nicht nur Kenntnis von Morde gehabt, sondern auch an der Ausführung desselben sich beteiligt haben soll.

* St. **Aus Amerika.** Aus den Berichten der Vereinigten jüdischen Wohlthätigkeits-Gesellschaften in New-York geht hervor, daß 2805 Applikationen für Unterstützung im verflossenen Monat gemacht wurden. 482 Kleiderstücke, 186 Paar Schuhe und 21 Stücke Möbel, Betten u. s. w. kamen zur Verteilung. 86 Leichen wurden beerdigt, 17 Wöchnerinnen wurden unterstützt, 94 Kranke erhielten ärztliche Abwartung und 2343 Rezepte wurden verschrieben. Bareinnahmen während des Monats beliefen sich auf Doll. 10,702,66 und die Ausgaben waren wie folgt: Geldunterstützung Dollar 3,814,75, Transport Dollar 157, Materialien Dollar 93, Medikamente und ärztliche Hilfe Doll. 597, für Wöchnerinnen Doll. 112, Industrieschule Doll. 234, Arbeitsnachweisung Doll. 489, freie Beerdigung Doll. 529; im ganzen Dollar 7513,22.

— „Wenn einer eine Reise thut, dann kann er was erzählen". Der Rabbiner J. Leonard Levy von Philadelphia kehrte dieser Tage von einer ausgedehnten Reise zurück und es wurde ihm von dem Verwaltungsrat seiner Gemeinde Tempel Keneseth Israel ein öffentlicher Empfang gegeben. Er bereiste Palästina und besichtigte die vielen sehenswürdigen Monumente und historischen Plätze da und gab davon eine interessante Schilderung. Unter andern besuchte er auch die jüdischen Kolonien dortselbst, wovon zwanzig unter dem Schutz des Barons Edmund von Rothschild stehen. Dieselben sind verhältnismäßig erfolgreich, aber eine größere Besiedlung Palästina's seitens der Juden hält er für eine Chimäre. Die Umstände wären durchaus dagegen, das Land ist zum größten Teil von ungeschlachten Gebirgsvölkern bewohnt und von einem geordneten Regierungswesen kann dort vorderhand keine Rede sein. In Jerusalem wohnen 25,000 Juden, wovon viele dem Hungertode preisgegeben wären, wäre es nicht für die Unterstützungen, welche von den Juden der ganzen Welt für die Armen dahin fließen. Es werden jetzt Anstrengungen gemacht, die Scheidegrenze zwischen den portugiesischen und deutschen, respektive polnischen Juden niederzubrechen und eine Vereinigung herzustellen.

Hier und dort.

— Der Humanitäts-Verein Géwul-Tauw veranstaltet am Sonntag, 13. Oktober cr., abends 8 Uhr in den Festsälen von Arnims Hotel, Unter den Linden 44, ein Simchas Tauro-Kränzchen, verbunden mit musikalisch, deklamatorischen Vorträgen. Die Beteiligung dürfte eine recht rege werden, da abgesehen davon, daß große und namhafte Künstler mitwirken, der Ueberschuß des Ertrages zu Gunsten der Kasse der Gustav-Michaelis-Stiftung bestimmt ist, welche den Zweck hat, Mitglieder zu unterstützen, welche krank und rekonvaleszent sind, die sonst laut Statut des Vereins aus dessen Fonds nicht mehr unterstützt werden können. — Billets sind nur bis zum 10. Oktober cr. bei sämtlichen Vorstandsmitgliedern zu haben.

— Der Synagogen-Gemeinde-Vorstand in Glogau erhielt vor kurzem von der königl. Regierung zu Liegnitz die Benachrichtigung, daß die seiner Zeit von dem verstorbenen Rentier Herrn Elias Eduard Weisstein daselbst gestifteten Legate durch den König bestätigt worden sind. Die Legate — in Summa 12 500 Mark — werden allgemeinen Armenzwecken dienen und insbesondere auch strebsamen jungen Leuten zu gute kommen, die sich dem Studium oder dem Handwerke widmen, wobei das Bauhandwerk besondere Berücksichtigung findet. Auch dem Verein zur Bekleidung armer Schulkinder sind alljährliche Unterstützungen zugewendet.

— Wie seiner Zeit berichtet, wird schon seit Jahren von den in Schoppinitz, Rosdzin und Burovietz wohnhaften Mitgliedern Synagogen-Gemeinde Myslowitz die Abzweigung von der letzteren geplant und die Begründung einer eigenen Gemeinde beabsichtigt. Dieser Plan ist jedoch zu Wasser geworden, weil durch diese Abzweigung die Existenz der Myslowitzer Gemeinde gefährdet wäre, da fast die Hälfte der zu dieser Gemeinde gehörigen Mitglieder in den vorbezeichneten Ortschaften ihren Wohnsitz hat, und sind nun dieselben mit ihrem Antrage auf Abzweigung vom Regierungspräsidenten endgiltig abgewiesen worden.

— Die Redaktion der „Kleinen Presse" in Frankfurt a. M. teilt mit, daß Herr v. Hammerstein die Klage gegen sie und Sonnemann zurückgenommen. Das ist nett von ihm. Das Blatt hält aber seine Widerklage wegen verleumderischer Beleidigung aufrecht.

— Wie der „Pester Lloyd" zu melden weiß, ist vor kurzem in der Treßtenaer Kirche (Arvaer Komitat) der aus Riga gebürtige, 25 Jahre alte Libovaer Rabbiner (?) Ignaz Besser zum römisch-katholischen Glauben übergetreten. Als Taufpaten fungierten der Advokat Eugen Vilcsek und dessen Gattin. — Zum Rabbiner wird der Apostat wohl nur ad majoram dei gloriam von seinen Taufpaten gemacht worden sein.

— Das ungarische Abgeordnetenhaus nahm die Vorlagen über die Rezeption der jüdischen Religion sowie über die freie Religionsübung unverändert in der Fassung des Ausschusses an.

— Baron Henry von Worms in London hat eine Peerschaft angenommen. Er hatte zweimal ministerielle Stellung unter Lord Salisbury und ist jetzt Parlamentsmitglied für einen Liverpooler Wahlbezirk. Seine erste Frau war eine geborene von Todesco aus Wien, seine zweite ist die Tochter des verstorbenen Alderman Sir Benjamin Phillips, der vor etwa 25 Jahren sich als Lordmayor besonders auszeichnete. Sein Sohn Mr. Faudell Phillips wird wahrscheinlich für das kommende Jahr gewählt werden. Sir Benjamin, ein gewandter und litterarisch sehr begabter Weltmann, war Charles Dickens' langjähriger, hochgeschätzter Freund. Antisemitische Vorurteile kann man den englischen Tories nicht zum Vorwurf machen.

— Syrische Melodien. Einen kurzen Aufenthalt in Breslau des Administrators der jüdischen Ackerbaukolonien „Mischmar ha-Jarden" in Syrien, des Herrn David Schub, benutzte ein Freund der Kolonisationsbestrebungen dazu, sich bei dem genannten Herrn eingehend nach der Lebensweise und den Sitten der jüdischen Kolonisten zu erkundigen. Bei dieser Gelegenheit teilte ihm Herr Schub 4 Melodien mit, die den Hörer so begeisterten, daß er sie einem Fachmanne, dem Herrn Kantor Friedland, vorsingen ließ, der sofort nach dem Gehör die Noten niederschrieb. Zwei dieser Lieder wurden im letzten Winter unter Begleitung des letzteren auf einer Wohlthätigkeits-Soirée vorgetragen und von dem zahlreichen Publikum mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Nunmehr hat Herr Kantor Friedland die sämtlichen 4 Melodien für eine Singstimme mit Klavierbegleitung ausgearbeitet und unter dem Titel „Syrische Lieder" erscheinen lassen. Der als ebenso streng wie durchaus sachverständig bekannte Musikdirektor Herr Professor Dr. E. Bohn spricht sich in einem beigedruckten Gutachten höchst lobend über die Bearbeitung obiger Melodien aus. Die Titel der in hebräischem und deutschem Text erscheinenden Lieder lauten: 1. Sonniger Lenz, 2. Sehnsucht, 3. Klage, 4. Trost in Thränen. Der Subskriptionspreis des elegant ausgestatteten Heftes beträgt 1,50 Mk. Den Reinertrag will Herr Kantor Friedland den hilfsbedürftigen Kolonisten in Palästina und Syrien zuwenden. Hoffentlich finden sich im Interesse der guten Sache recht viele Freunde, die zur Verbreitung dieser Lieder beitragen werden. Die Subskription, für welche die Herren Dr. E. Finkel, Breslau, Holteistraße 35, Kantor Friedland daselbst, Neue Synagoge, und Dr. med. J. Turoff daselbst, Kupferschmiedestraße 44, Anmeldungen entgegennehmen, wird am 15. Oktober d. J. geschlossen. Der Ladenpreis beträgt alsdann Mk. 2.

Brief- und Fragekasten.

— Kann mir einer der geehrten Leser genaue Auskunft geben, wie es mit dem Militärdienste der Volksschullehrer künftigen Jahres sein wird? Ich habe schon gelesen, daß es vorläufig dem Lehrer freigestellt bliebe, ein Jahr oder 20 Wochen zu dienen, bis der durch die längere Dienstzeit entstehende Lehrermangel durch zahlreichere Kräfte gedeckt werden kann. Dieser Tage las ich dagegen in einer Zeitung,

daß die Lehrer schon am 1. April f. J. zum einjährigen Dienste herangezogen werden würden. Es würde hierdurch allen jungen Lehrern ein großer Dienst erwiesen. M. St.

— „Müssen jüdische Schulkinder, die eine Rektoratschule besuchen, an dem Sonntags erteilten jüdischen Religionsunterrichte teilnehmen"? N. D.

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Mittwoch, den 2. October in allen Synagogen Abends 5¾ Uhr.

Donnerstag, den 3. October in der alten Synagoge Morgens 8½ Uhr, in den übrigen Synagogen Morgens 9 Uhr.

Predigten Vormitt. 9½ Uhr. Alte Synagoge Herr Rabb. Dr. Maybaum, **Vormittag 10 Uhr. Neue** Synagoge, Herr Rabbiner Dr. Stier.

Kaiserstraßen-Synagoge, Herr Rabbiner Dr. Rosenzweig.

Lindenstraße-Synagoge, Herr Rabbiner Dr. Weisse.

Donnerstag, den 3. October in der alten Synagoge Abends 6 Uhr.

Freitag, den 4. October in der alten Synagoge Morgens 8½ Uhr, in den übrigen Synagogen Morgens 9 Uhr.

Freitag, den 4. October in allen Synagogen Abends 5¾ Uhr.

Sonnabend, den 5. October in der alten Synagoge Morgens 8½ Uhr, in den übrigen Synagogen Morgens 9 Uhr.

Abendgottesdienst 6 Uhr.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte Synag. u. Kaiserstr.-Synag. Morg. 6½ Uhr u. Abends 5½ Uhr. Neue Synag. u. Lindenstraßen-Synag. Morg. 7 Uhr und Abends 4½ Uhr.

Vakanzenliste.

München. Sch. Fir. 2000 Mark Meld. an die Verwal. der isr. Kultusgem.

Guhrau (Bz. Vertreter (Sch. u. Rl.) auf 3 Monate. Meld. mit Gehaltanspr.

Die Stelle eines

Religionslehrers und Kantors

in unserer Gemeinde ist zum 15. Januar 1896 neu zu besetzen. Die Einnahmen bestehen in einem Fixum v. M. 800—900 p. a. freier schöner Wohnung und Gelegenheit zu nicht unbedeutenden Nebeneinkünften.

Geeignete Bewerber wollen Zeugnisse und Lebenslauf an Herrn Rabb. Dr. Singer in Koblenz oder an den unterzeichneten Vorstand einsenden.

Cochem a. d. Mosel.

Der Vorstand der Synagogen-Gem.

David Mayer.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.